

# Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 19. März 1933.

## Orang und Ugolino.

Von H. M. Frey.

Der im besten Alter stehende Manaburu schien sich plötzlich der außerordentlichen Kraft, die in ihm steckte, bewusst zu werden. Ohne Anzeichen einer zornigen Wankung, ohne jede Spur von Erregtheit, begann er mit langsamen, wie traumtrunken anmutenden Bewegungen, die den Drangs eigen sind, an der Decke seines Käfigs herumzuhasteln.

Die Besucher der Schauvögel fühlten sich vorerst unterhalten und belustigt. Da war dieses Vieh mit den grotesk-mustulösen Ausmaßen eines gedrungenen, abnorm breiten Schwärzlers zunächst in seinen Kletterbaum gestiegen und damit beschäftigt, die dort oben an die Lattendecke als Bekleidung genagelten Baumstümpfen loszureißen. Das heißt, die Anstrengung des Losreisens war für ihn nicht nötig, er löste sie einfach weg, er zog sie einfach beiseite mit dem zehn Zentimeter langen Nagel, durch die sie befestigt waren.

Während die Besucher noch lachend aufwärts schauten, spürten die Wärter schon eine leise Beunruhigung in sich. Sie riefen dem alten Herrn dort oben zu, aufzuhören, sie winkten mit Bananen, sie kosteten mit einer dünnen Holzstange durch das Gitter gegen die rotbraune Kehrlade des Geschäftigen. Er bekam mit einem Greiffuß, ohne hinzusehen, die lästige Holzstange zu packen und zerbrachte sie wie einen Zahnstocher. Die sanften Stiche nahm er nicht als Aufforderung herunter zu kommen, sondern bedauerlicher Weise als Antriebe, etwas stiller zu verfahren. Er hob durch eine Spalte zwischen zwei Latten die Finger und rief mit einer gigantischen Arbeiterfaust die erste Platte an sich. Dem Weg aufs Dach war eine nicht mehr allzu ferne Möglichkeit geschaffen.

Die Besucher erkannten es mit Gestärken, die aus dreiem Lächeln in die Länge gerieten. Die Direktion der Schauvögel, die herbeigelaufen kam, erblickte samt ihrem Stab von Unterbefehlshabern. Es war im allgemeinen unbekannt, daß diese Riesenaffen, die von Grund aus gutmütig waren, ihre mörderischen Kräfte so schmächtig zu mißbrauchen beliebten konnten wie der da oben. Man hatte Boden und Wände recht solid gebaut; daß für die Decke die gleichen oder noch größere Vorsichtsmaßnahmen nötig sein sollten, das hatte man nicht erwartet.

Die Direktion beorderte schleunigst ihr halbes Dutzend Leute auf das Dach, um wieder zu bedecken und zuzubämmern, was jener klaffend aufgerissen hatte, denn schon blendete der blaue Himmel herein. Aber sie langten zu spät oben an; sie kamen insofern zu spät, als ihr Mut der Situation, die sie antrafen, nicht mehr gewachsen war.

Das monumentale Haupt Manaburus, das bereits aus der selbst geschaffenen Lude fuhr, begrüßte sie im Schmutz seiner enormen Badenwülste, seines geblähten Kehrlades, der groß war wie ein Zentnerkürbis. Und hatten die Augen auch etwas von einem melancholischen, verinnerlichten Eremiten — nicht zu trauen war der Fresse, die schmagend vorgeworfen und gespiht war, als wolle sie die Männlein einfach dadurch beseitigen, daß sie sie einschürfte. Einer machte den lächerlichen Versuch, das Haupt des Zaubers aus den Urwäldern Sumatras von hinten her mit Wendenkraft wieder hinunter zu drücken in den Bodenraum; er veranlaßte nur eine drohendverwunderte, sich höher redende Kopfbewegung; dann flohen alle. Sie purzelten mehr vom Dach als sie hinabstiegen.

Auch anderwärts purzelte man schon von dannen. Mit tieferer Eile jagte durch die Menge der Bericht von den Vorgängen in der Menschenaffenbude. Einer, der die Anläufe der Katastrophe innen mit erlebt hatte und nun außen schnatternd umher lief, wollte auch den Grund für Manaburus Ausbrechergelüste wissen: die Käfigdecke, an einer Stelle undicht, habe deutlich einen Sonnenstrahl durchgelassen, und dieser Strahl sei es gewesen, der den Affen mobil gemacht habe. Dauernd im Halbdunkel der Bude eingeschlossen oder von unangenehm gleichenden Scheinwerklampen belästigt, sei er dem ersten, dem ewigen Lichte nachgedrungen.

Es mochte stimmen, denn Manaburus sah bereits auf dem flachen Dach, weithin sichtbar in seiner Mächtigkeit, mit dem flammenden Haarpech, und schien zufrieden. In einem Ring von außergewöhnlich ehrfürchtvoller Breite um ihn her zauderte die gaffende Menschheit.

Selbstverständlich unternahm die Direktion alles, was man tun konnte, um des Kolosses wieder habhaft zu werden. Man rief nach der Feuerwehr, nach der Sanitätskolonne und nach der Polizei. Ein Laffwerker aus der Bude schrag gegenüber, ein Cowboy aus dem Schwäbischen, meldete sich selbst. Er war bereit, mit seiner Wurfmaschine das Antic einzufangen. Viel versprach man sich nicht davon, aber schließlich gelang es, Manaburu zu fesseln, indem man ihn überstampelte und einschürfte.

Die Aberrumpelung hätte eigentlich gelingen müssen. Denn der Schwabe, zur übrigen Zeit des Jahres ein mutiger Dorfschuster, warf den Lasso vorbildlich sicher, abendrein von einem hohen Gestell aus, das man schnell aufgepflanzt hatte, damit sein Standpunkt einigermaßen das Niveau des Daches bekomme.

Alles staunte aus immer größeren Entfernungen über die Kunstfertigkeit des Schusters — nur Manaburu wollte nicht haunnen. In die Schlinge geraten, streifte er das Haarschneid von den Armen, die drei Meter klafften konnten, und zerupfte es wie einen Wollfaden, dann hing er, durch die Schlinge ähnlich angeregt wie vorher durch die spielende Stange, am Nachbargelb hinüber.

Dort gab es das Gegenteil von seiner voluminösen Statur. Dort wimmelten Zwerge. Der Unternehmer hatte sie unbedachterweise im Scharraum belassen, er hätte sie besser im Wohnwagen hinter dem Büdchen verkauft, denn man kam Manaburu über sie, wenn auch wohlwollend:

immerhin. Er zerschlug langsam die Platte, was er aus Bequemlichkeit tat, um seinen anderen Eingang suchen zu müssen, dann langte er hinein in den Kaninchenstall und griff sich mit zottig behaarter Hand den Kleinsten heraus, Ugolino benannt.

Ugolino sah wie ein Dampfspeisen, durchdringend und dünn. Es nützte ihm nichts, er wurde sorgsam in den Arm genommen von dem Kinderratten, der ein Spielzeug zu wünschen schien und gerade auf das zierlichste verfiessen war. Aber das ohrenzerreißende Schreien der übrigen anghemarteten Kehlchen war ihm wohl lästig, denn er zog sich sofort zurück, und zwar — es zeigte sich die mysteriöse Anhänglichkeit vieler Gefangener an ihren Käfig — wieder hinaus auf das Dach seiner eigenen Bude.

Dort schritt er bedächtig, Ugolinos Frätschen halb im Haarwald verborgen, vor an die Rampe, brach ein groß aufgerichtetes, bemaltes Holzbild der eigenen Gestalt, das ihm im Wege war, weg und warf es hinunter auf die Straße. Es war, als besäße die gemächlich-imposante Gestalt: Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen. Jedenfalls hatte er nun als herrlichstes Plakat seiner selbst dort oben, hatte Ugolino, der abgelaßt nicht mehr zu piepen vermochte, beim Widel und ließ sich die Sonne auf den rostrot prallen Globusbauch scheinen. Wer noch vermocht hätte, ihn sachlich zu bewundern, wäre zu dem Ergebnis gekommen, daß er im Augenblick restlos glücklich sein müsse.

Aber niemand vermochte das. Zudem langten sieben die Feuerwehr und ein Polizeiaufgebot an, und beide Formationen machten sich bereit zu Taten — sie wußten nur noch nicht recht, zu welchen.

Denn das war wirklich nicht einfach. Als habe die Bestie errochen, wie sie sich schütten könne gegen Zudringlichkeiten, so hatte sie mit diesem Ugolino sich ausgerüstet. Kam man dem Orang, der gewiß einen Puff vertragen konnte, derb, so lief man Gefahr, den Zwerg zu beschädigen. „Mein schönster, mein bester, mein kleinster, mein wertvollster ausgerichtet!“ jammerte der Zwergen-Schausteller, fernab vom Kern der Katastrophe.

Nicht er, der das eigentlich hätte tun müssen, sondern ein paar Seherzte kamen mit einem Leintuch gelaufen und spannten es unterhalb des Affen und seiner geraubten lebenden Puppe aus — als eine Art Sprungtuch, falls Manaburu das Zwerglein, seiner überdrüssig, fallen lassen sollte, wie etwa ein Herrscher seinen Günstling fallen läßt.

Aber er dachte nicht daran. Er war dafür, daß auch das Frätschen ausgiebig genotzt werde, und weil Ugolino ruhige Minuten genos, kam er wieder zu Kräften und begann von neuem zu schreien — nicht unartikuliert mehr, sondern Worte im besten Sächsisch, die dahin lauteten, daß allesamt rundum sich was schämen sollten, einfach blöde zuzugucken, wie er hier langsam ermordet werde.

Er ging bald zu Kühnerem über: er beschimpfte seinen Impresario, das Publikum, die Festwiese und die ganze Welt. Er hatte recht, aber sobald sein augenbläulicher Schirmherr die leiseste Bewegung machte, gingen seine sa-

tigen Sähe in ein köpfchenloses Gequiel über. Das fiel jedes Mal zusammen mit einer allgemeinen Flucht, denn der Orang brauchte nur den kleinen Finger zu heben oder gar, was er gern tat, den unendlich langen Arm wie einen Kranz ums Haupt zu legen: und schon rannte die ganze Wiese. Tausende rannten davon — um, weil weiter nichts Schlimmes geschah, zögernd alsbald wieder heranzuschleichen, von schrecklicher Neugier beherrscht und vorwärts gestößen.

Immer noch waren Polizei und Feuerwehr im Begriff, Taten zu tun, ohne daß sie vorerst etwas vollbrachten. Die Polizei hatte einen Kordon gezogen und ihre Waffen schuhbereit gemacht, die Feuerwehr Leitern in die freie Luft hinaufgeschraubt und sie mit Spritzenmännern besetzt. Jedoch der Kleine auf dem Dach, dem das Kämmchen schwoll, ließ sich befehlend: „Kein Wasser, nur kein Wasser, ich habe so schon den Schnupfen!“

Ob ihm eine Kugel lieber sei, rief ein beleidigter und ehrgeiziger Feuerwehrmann hinüber, der hier die Polizei völlig unnötig fand. Es war wie eine Drohung mit etwas viel ärgerem als Wasser — aber sie war unnötig, denn nun sollten ein drohender Himmel und eine große Masse zusammen die Lösung bringen, ohne daß des Menschen Werk, so sorgsam und umsichtig vorbereitet, sich noch hätte auswirken können.

Das Finstere der Lage wurde zunächst zwar verstärkt dadurch, daß die Sonne Abschied nahm vom Kugelbauch des Orang. Sie wurde überzogen mit einer dicken Wolke, die sich schwarzblau den blauschwarzen Badenwülsten Manaburus nahte. Es sah aus, als wolle sie das Unheilswangere des Ganges unterstreichen, doch war dem nicht so, sie war die Rettung, blieb sie auch unerkannt von allen bis zu dem Augenblick, da sie eintrat.

Die dicke Wolke ließ plötzlich Regen fallen, als sie über dem Festplatz, dem Publikum, der Feuerwehr und Manaburu schwebte. Der Himmel war gegen den Orang, er knellte ihn mühelos, wie er ihn vorher mühelos befreit hatte durch Sonnenwärme. Manaburu liebte nicht den kalten nordischen Regen eines Herbsttages, eines Tages, der eben noch mit Sonne trügerisch geprahlt hatte. Er schätzte vielleicht den warmen Wolkenguß, hingeshüttet über die Blätterriesen Borneos, unter deren feuchtheißen Dächern er umhergeturnt war — aber vor diesen Einspritzern hier, die ihn wie Nadeln stachen, humpelte er einfach davon.

Wohin? Hatte die Sonne ihn hervorgeholt aus seinem Kerker, so schickte der Schauer ihn wieder hinab. Er ließ Hugochen — so wurde Ugolino geliebtst vom ersten Aufsicht des Impresarios — einfach im Stich und stieg demütig durch das selbstgeschaffene Loch im Dach abwärts und geradenwegs in sein weiteres Schicksal, das sich vom bisherigen nur dadurch unterscheiden sollte, daß die Decken seiner künftigen Käfige viermal so stark gebaut wurden.

Den Kleinen, der sich maßlos brüstete, holte man vom Söller, das Leintuch faltete man zusammen, die Polizei formierte Glieder und trat in einem prächtigen Gleichschritt an und ab, sechs Zehntel der Menschen gingen zum Bier, drei Zehntel gingen nach Hause und ein Zehntel wußte nicht, was anfangen.

Mindestens ein Zehntel der Menschheit weiß nie, was anfangen. Die Welt war wieder in Ordnung.

## Die Welt der Frau.

### Schwerarbeiter Hausfrau.

1400 Stunden jährlich in der Küche. — Jede Hausfrau legt im Jahre 1800 Kilometer zurück. — 700 Stunden Geschirrwaschen, 600 Stunden Staubwischen.

„Was Du schon zu tun hast!“ So pflegt der Gatte zu sprechen, wenn er von des Tages Arbeit nach Hause zurückkehrt und die beweglichen Klagen seiner Gattin hört, die behauptet, daß die Arbeit im Haushalt kaum noch zu bewältigen sei. Jeder Mann ist fest davon überzeugt, daß eine Frau natürlich nicht zu organisieren versteht, und daß er, wenn er Zeit dazu hätte, die Hausarbeit und das Kochen ganz nebenbei erledigen könnte. Mitleidig oder spöttisch — je nach Temperament — macht er seiner Frau klar, daß sie unter seiner Arbeitslast zusammensinken würde, wenn sie schon mit der nebenwärtigen Hausarbeit nicht zustande käme. Ist die Frau vernünftig, dann läßt sie den Gatten reden und hört innerlich belustigt seinen Belehrungen zu. Wenn sie noch Humor besitzt, versichert sie mit scheinheiliger Miene, sie werde all diese guten Ratschläge in Zukunft befolgen. Eine unvernünftige Hausfrau dagegen wird verzucken, den Gatten eines besseren zu belehren, aber man kann mit gutem Gewissen sagen, daß diese Bemühungen zwecklos sein werden. Nur mit einem Mann kann dem Mann imponieren, mit Takt und mit Zahlen, und deshalb sei eine wichtige Waffe erwähnt, die die Hausfrau gegenüber ihrem Mann besitzt, nämlich die exakten Angaben des statistischen Jahrbuchs für das Deutsche Reich.

Selbstverständlich kann dieses Jahrbuch nur eine Durchschnittsrechnung aufstellen, und so rechnet es denn mit einer Durchschnittswohnung von zwei Zimmern und Küche. Nehmen wir nun an, daß die Frau täglich nur eine Stunde braucht, um von einem Zimmer ins andere oder etwa aus dem Wohnzimmer in die Küche zu gehen, dann legt sie jährlich einen Weg zurück, der einer Fußwanderung von 1800 Kilometern entspricht. Dabei ist diese Zahl eher noch zu niedrig gegriffen, denn man bedenke einmal, wie oft eine Hausfrau das Zimmer verläßt und in die Küche eilt, um

nach dem Essen zu sehen. Nehmen wir nun weiter an, daß die Hausfrau täglich nur zwei Stunden mit dem Kochen verbringt. Das wären dann 730 Stunden im Jahr, also soviel Stunden, wie ein ganzer Monat enthält. Damit ist aber der Aufenthalt in der Küche noch keineswegs beendet, denn schließlich muß ja auch noch Geschirr gewaschen und gespült werden, ebenfalls muß die Reinigung der Küche vollzogen werden. Niedrig gerechnet sind das noch einmal 700 Stunden im Jahr, so daß sich eine Endgröße von 1430 Stunden ergibt, die die Hausfrau in der Küche zu bringen muß. Nicht jede Hausfrau kann sich einen Staubsauger leisten. Aber auch wenn sie einen solchen Apparat besitzt, muß sie doch auf die altgewohnte Art, nämlich durch Staubwischen, Möbel, Böden und allen möglichen Fierat säubern. Schlecht gerechnet braucht sie für die Reinigung der Zimmer und für Staubwischen zwei Stunden täglich, das sind wieder 730 Stunden, also einen ganzen Monat im Jahr.

Kun ist aber immer noch nicht berücksichtigt, daß der Hausfrau ja auch noch ganz andere Arbeiten obliegen. Sie muß sich ihren Kindern widmen, Wäsche und Strümpfe in Ordnung halten, vielleicht noch kleinere Wäschestücke waschen und plätten. Die Kinder möchten gern einmal mit der Mutter einen Spaziergang machen, und wenn gar noch ein Säugling oder ein Kleinkind im Hause ist, erfordert es wieder mehrere Stunden täglich die Aufmerksamkeit und die Zeit der Mutter. Der Gatte will, wenn er nach Hause kommt, mit seiner Frau sprechen und schließlich bestehen doch noch fast für jede Hausfrau gesellschaftliche Verpflichtungen und Bindungen, denen man auch noch gerecht werden muß. Theoretisch dürften also die 365 Tage des Jahres gar nicht ausreichen, um der Hausfrau Gelegenheit zur Bewältigung ihres Arbeitspensums zu geben. Allerdings rechnet die Statistik nicht mit der praktischen Erfindungsgabe einer Hausfrau, die es fertigbekommt, zwei Arbeiten zugleich zu verrichten. So pflegt ja jede Hausfrau irgendeine Hausarbeit vorzunehmen, wenn sie wartet, bis das Essen kocht. Kinderarbeiten können auch verrichtet werden, wenn man die Kinder beaufsichtigt. Allerdings werden alle diese Vorteile

## Hüte für den Frühling.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt“.



Der kleine Hut triumphiert! Er wird noch immer schräg über das rechte Auge gesetzt. Allerdings gibt es auch hier und da Modelle, welche ganz gerade in die Stirn gerückt werden. Doch erfordert dies wieder eine Anpassung der Frisur durch stärkere Betonung der Hinterkopfpattie. Man trägt in diesem Frühjahr verschiedene Formen. Da ist zuerst mal der Bolero mit gleichmäßig hohem oder nach vorn niedriger werdendem Rand, welcher als Garnitur Pompons oder Schleifen mit feinen Galalith-Clips erhält. Meist sind Hutkopp und Rand aus verschiedenem Material. Es gibt ja so ungemein viele Strohhüten und vielartige, geflochtene, grobe Sorten, aus denen geschickte Hände schon etwas zu sauberen verstehen. Neben dem Barett behauptet sich nach wie vor der Canotier, die unerlässliche Kopfbedeckung zum sportlichen Frühjahrsmantel und Schneidertostüm. Seine Krempe beschattet ebenfalls die rechte Gesichtshälfte, seine Garnitur besteht aus Band, kariert, gestreift oder in sonst einer abstoßenden Farbe. Für elegantere Zwecke wird die so entzückende kleine Kappe mit Schleier getragen. Hier wird der Phantasie absolute Bewegungsfreiheit eingeräumt. Alles ist erlaubt, um diese kleinen, luftigen Gebilde so reizvoll und kleidsam wie möglich zu gestalten, Blumen, groß und klein, feines, weiches Stroh, Schleifen und Schleifen. Wie sie diese Schöpfungen nun am anziehendsten auf ihrer Frisur befestigt, muß jede Trägerin allerdings selbst herausfinden, denn ihre persönliche Note, ihr Charme verhilft erst dem neuen Frühjahrsbüchlein zu seiner vollen, beabsichtigten Wirkung.

wieder ausgewogen durch eine Lücke in der Statistik, denn diese enthält keinerlei Angaben über die Zeit, die eine Hausfrau für den Einkauf von Lebensmitteln verwenden muß. Da heißt es, aus dem Wochenmarkt gehen, um möglichst wohlfeil einzukaufen. Jede Hausfrau weiß beweglich über den Zeitverlust zu klagen, den sie beispielsweise am Samstag erleidet, wenn sie während der Abendstunden lange in den Geschäften warten muß. Man sieht also, der Sehnsuchtschrei der Hausfrau nach dem Tag, der 48 Stunden haben müßte, ist durchaus berechtigt, und es bedarf schon einiger Geschicklichkeit, damit sie mit ihrer Arbeit zurechtkommt. Auf jeden Fall kann nur die Hausfrau an Hand der amtlichen Statistik ihrem Manne beweisen, wie überlastet sie eigentlich ist, wie sie aber auch ihre Zeit geschickt einzuteilen versteht.

## Sei wie Du bist! Nur sei Dir ganz zu eigen!

Von Ruth Goetz.

Sei wie Du bist! Habe den Mut, Dich zu geben, wie es Deiner Natur entspricht. Das ist wirklich nicht so einfach, wie es sich anhört. Männer deuteln meistens weniger an sich herum. Frauen hingegen — die meisten wenigstens — sind ewig auf der Suche nach etwas Apathem. Viele wollen einen Typ darstellen, der ihnen nicht liegt, andere geben sich inner verabschieden, einfach aus dem Grunde, weil sie nicht sind, wie sie sind. Man kann vielleicht von drei verschiedenen Gruppen sprechen, denen man das Mahnwort immer erneut zurufen möchte, damit sie eines Tages ihren wahren Wesenszug nicht mehr verleugnen.

Gruppe 1 handelt stets nach berühmten Vorbildern. Meistens sind es Frauen mit viel Talent und der Gabe zur erfolgreichen Nachahmung anderer Menschen.

Heute schwebt ihnen Greta Garbo vor, morgen Marlene Dietrich, und dann ist es wieder eine Schauspielerin, die sie auf der Bühne ihres Heimortes gesehen haben. Sie fühlen sich in jeder „Rolle“ wohl, spielen sie mit Geschick, und wenn ihnen gerade eine Hausfrau ihres Bekanntheitskreises als erstrebenswert erscheint, so helfen sie auch die Hausfrau mit viel Talent dar. Wehe dem Mann, der mit ihnen leben muß! Niemand weiß er, woran er ist. Niemand kann er es ihnen recht machen. Ihm sind die Leiden und Freuden einer solchen Frau ein ewiges Geheimnis, aber ein Rätsel zugleich, das er nicht lösen will. Auf die Dauer wird es ihm langweilig, sich nur mit Rätseln zu umgeben.

Gruppe 2 trägt immer eine Maske. Gibt niemals die Wahrheit zu. Verschweigt Erlebnisse und Ereignisse. Meistens verschlossene Gemüter, die man nicht aufschließen kann. Vielfach Erziehungsfehler.

Frauen aus Gruppe 2 sind verschwiegen, aber nicht immer im rechten Augenblick. „Fehl! Dir etwas?“ fragt der belagerte Gatte, als er den Leidenszug im Gesicht seiner Frau sieht. Sie schüttelt mit erstarrender Miene den Kopf. Ihr fehlt gar nichts, behauptet sie, und dabei kann sie vor Müdigkeit kaum sprechen. Gewiß entspricht diese Beherrschung edlen Gründen. Sie will mit ihrem Schmerz nicht lästig werden und weiß nicht, daß jeder Mann viel lieber Anteil an dem

Leiden seiner Frau nimmt, als sich — ob mit Recht oder Unrecht — einen herzlosen Egoisten schelten zu lassen. Man hat diese Frauen in der Jugend gelehrt, daß Selbstbeherrschung die selbstverständliche Pflicht einer Frau ist. Aber sie soll niemals so weit gehen, daß sie zur Maske wird, durch die niemand hindurchschauen kann. Leider gestehen diese Frauen auch niemals zu, wenn sie sich wirklich krank und elend fühlen, sondern sie arbeiten, bis sie eines Tages nicht mehr weiter können und zusammenbrechen. Mit Aufopferung tragen sie ihren alten Wintermantel, ohne daß der Mann ahnt, ob sie einen neuen benötigen oder nicht. Sie halten ihr wahres Ich verborgen. Nie sind sie, wie die Natur sie erschaffen hat.

Gruppe 3 die scheinbar Aufrichtigen. Sie sind nun einmal so, sie können eben nichts dafür. Sie sagen allen Leuten die Wahrheit ins Gesicht. Aber für sich sind sie sehr empfindlich.

Nein, auch Gruppe 3 gibt sich nicht ganz ehrlich. Gewiß, ein Zug zur Aufrichtigkeit ist vorhanden, aber nur diese eine Seite des Charakters wird betont und unterstrichen. Man glaubt das Vorrecht zu besitzen, jedem Bekannten die Wahrheit zu sagen, das heißt, seine eigene Meinung über einen bestimmten Fall oder über ein bestimmtes Vorkommnis. Man unterdrückt die freundliche Seite seines Gemüts bewusst, weil man meint, so ursprünglicher zu wirken.

Sich natürlich geben, wirklich ohne Faltsch, dabei auch ohne Vertraulichkeit am falschen Ort — das ist wohl eine der größten Künste. Unsere Epoche heißt die der Ehrlichkeit. Aber wahrhaft aufrichtig vor uns und unseren Nächsten werden wir erst sein, wenn wir das Wort befolgen: Sei wie Du bist! Nur sei Dir ganz zu eigen!

S. 5.

## Handschrift oder Schreibmaschine?

Von Helene von Noitz,

geb. v. Benedendorff und v. Hindenburg.

Tagelang mußte ich einmal mit einem jähren Freund über die Frage streiten, ob die Buntphotographie nicht das gemalte Bild ersetzen könnte, wie das Kino die lebende Bühne.

Ich glaube, der Gegensatz der getippten und der selbstgeschriebenen Privatbriefe bewegt sich auf einem ähnlichen Gebiete. Der Aufschwung und die Ermüdung der Seele lebt in den Buchstaben uns nächstestehender Menschen.

Manchmal verrät uns der Ausblick einer Handschrift ein tieferes Geheimnis als die ausgesprochenen Worte.

Welcher Ausschrei in den letzten Strichen eines Briefes, der eine noch immer fortdauernde Trennung überbrücken möchte. Welcher Jörn, welcher Schmerz in den beleidigten Ausrufungszeichen einer missverstandenen Seele. Welcher Zauber in den lang dahinfliegenden Zeilen einer graziösen und sensiblen Frau. Welche rührende Hilflosigkeit in den ersten Schreibversuchen eines Kindes. Welche Majestät in den markigen Zügen eines Herrschers und Tyrannen. Unverkennlich bleibt mir immer die Unterschrift Kaiser Karls IV. im Rathaus zu Überlingen. Macht und Pomp, Glanz und vernichtender Wille drückt sich in dem dekorativen Schwung dieser Buchstaben aus, die fast an die Komposition einer Zeichnung erinnern. Können wir uns die große Liebende Louise Labé, die portugiesische Nonne, oder Ninon von Lenclos ihre Gefühle der Schreibmaschine diktiert denken?

Der getippte Brief eines Freundes ist wie eine Ohrfeige. Eine auf der Schreibmaschine verfaßte Beleidigung bedeutet eine schwere Beleidigung. Wenn wir von unserer oft zu tiefen Enttäuschung über die Teilnahmslosigkeit der unsichtbaren Welt für unsere Leiden der Menschheit entgegengedrängen, so müssen wir doch die Würde dieser wichtigsten Ausdrucksmöglichkeit retten und bewahren. Knappheit der Zeit ist dafür keine Entschuldigung.

Die wirklichen Dichter wissen, um welche wichtige Frage es sich hier handelt. Wer etwa die Briefe Kainer Maria Rilkes in der Hand gehalten hat, wird von der Harmonie und Abgewogenheit dieser Zeilen ergriffen werden, hinter deren scheinbar ruhiger Haltung sicher viel inneres Leiden verborgen ist.

Denn wie das Wort und die Musik ist die Schrift der Atem der Seele.

# Der Jugendfreund.

## Schillernde Luft

Ein Schmetterlingsabenteuer in Brasilien. Als Dr. Curtius die Geschichte von dem herrlichen brasilianischen Schmetterling erzählt hatte, den seine Forschungs-Expedition „Stern von Bethlehem“ nannte, weil sie ihn am Weihnachtsabend im Dschungel sahen, da sagte Professor Linden:

„Ja, die brasilianischen Falter! Nun Doktor, auch ich erlebte einmal ein seltsames Schmetterlingsabenteuer in dem unermeßlichen Dickicht da drüben, südlich vom Amazonasstrom. Zu jener Zeit war ich mit dem englischen Forscher Doktor Marston, dem Holländer Professor van der Straaten und einer Begleitmannschaft in den Urwald gezogen. Wir



An eine Orchidee geschmiegt, sah da der Schmetterling, bei dessen Anblick unser Herzschlag stockte.

waren hinter einem der Wissenschaft noch unbekanntem Falter her, von welchem uns die Indianer vorphantasierten. „Schillernde Luft“, so benannten sie ihn. „Denn die Götter“ — so sagten sie — „machen ihn, wenn er gejagt würde, unsichtbar!“

Wir hatten nun ähnliche Erzählungen über mancherlei Tiere von den Dschungelbewohnern schon vernommen und kannten den Übergläubigen der Eingeborenen. Aber mit diesem Schmetterling ging es uns, trotz unserer sonst sehr reichen Beute, nicht anders, als es Doktor Curtius damals mit dem von ihm gesuchten Falter geschah. Wir sahen keine Spur von ihm, obwohl wir unter den größten Gefahren und Anstrengungen den Urwald schon einen Monat lang durchkreuzten.

Eines Tages jedoch rief uns van der Straaten, der sich am Jüngsten hielt, plötzlich mit gedämpfter Stimme zurück. Auf einer Liane, mitten im Morast, sah da ein Schmetterling an eine Orchidee geschmiegt, bei dessen Anblick unser Herzschlag stockte. „Schillernde Luft“ raunte einer der Indianer, und ja, das oder keiner mußte der gesuchte Falter sein, wen es kein Trugbild des Urwaldes war. Wie er aussah? Nun, stellt euch sämtliche Farben des Regenbogens auf seinen Flügeln vor — das strahlendste Meeressblau darunter, und das tiefste Samtrot, das dazu noch von schillernden Perlmutterkreisen bekrönt war, und an den Ecken trug er eine große herzförmige Zeichnung im wundervollsten strahlenden Rubintrot, das zu atmen oder zu flackern schien. Damit habt ihr nun ein ganz schwaches Bild von dem märchenhaften Geschöpf, das wohl an dreißig Zentimeter Flügelspannweite maß und alle unsere Erwartungen übertraf.

Noch immer standen wir gedankt, als er plötzlich, ohne daß wir ihn flüchten sahen, spurlos verschwunden war, als hätte ihn wirklich die Luft verschluckt. Van der Straaten und zwei Indianer kletterten auf den Baum, um den sich

die Liane rankte. Stundenlang suchten sie den Schmetterling, aber all unsere Arbeit blieb umsonst, wir fanden „Schillernde Luft“ nicht mehr.

Daß wir nun nur noch stärker nach dem Besitz des Falters fieberien, ist wohl verständlich. Aber erst vierzehn Tage später, uns schien die Zeit endlos, sahen wir ein zweites Exemplar dieser Gattung an uns vorbeifliegen und sich dann auf einen Strauch niederlassen. Nun glaubten wir seiner sicher zu sein, umringten den Platz, begannen unsere Nachforschungen, wo er sich niedergelegt hatte. Aber es begab sich wieder, was sich das erste Mal ereignete, der Schmetterling war unerklärlicher Weise geradewegs wie hinweggezaubert! Er hatte uns auch heute nicht weniger genarrt, vergeblich blieb unser Bemühen, ihn zu entdecken! Und während die Indianer wieder von ihrer Verzauberung zu schwärmen begannen, und daß wir den Fluch der Götter nicht herausfordern sollten, die „Schillernde Luft“ schlochten, waren wir uns darüber einig, daß dieser Falter wohl eine besondere Schutzfärbung besitzen müsse. Daß er von der Natur vielleicht mit der Gabe der Nachahmung irgendeines Blattes oder einer Blüte bedacht worden sei, wie dies ja die Wissenschaft schon bei manchen Schmetterlingsarten feststellen konnten. Aber damit hatten wir ja bei unseren Suchen gerechnet, die sich dennoch erfolglos angelaufen hatten! Und so ward das Rätsel um „Schillernde Luft“ immer geheimnisvoller, erregte unsere Jagdlust ins Maßlose...

Und dann kam die dritte Begegnung.

Das war in den Sümpfen westlich vom Amazonas. Wir betratsholten eben, wie man gefahrlos zu ihm gelangen könne, als Marston zu unserem Schreden geradewegs in den Morast hineinstieg mit dem Ruf: „Ich habe ihn! Ich habe ihn!“

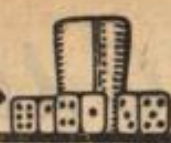
Marston schlug mit dem Neg nach dem Schmetterling und fiel dabei der Länge nach in das Moor. Dabei war ihm der Rescher, in dem „Schillernde Luft“ aufschlatterte, entfallen und der sich überschlagende Stiel lag nun eine Arm-länge weit von Marston. Dieser kroch etwas näher, und obwohl er bald darauf schon bis zu den Knien eingesunken war, sah er es gar nicht zu bemerken und starrte nur in das Neg. Nun endlich, schon bis zu den Hüften im Sumpf, bemerkte er die Gefahr und rief um Hilfe. Die tat augenblicklich not. In dieser Sekunde rief van der Straaten sein Laßo von den Schultern. Er hatte die Kunst des Werfens in Nordamerika gelernt. Das Seil schlang sich um Marstons Brust, wir alle zerrten an und rissen ihn über den Sumpf mit Leibeskräften ins Trockene. Aber dort mußten wir den Engländer noch festhalten, sonst wäre der Tollkühne noch einmal in das Moor gelassen, sich den Fänger mit dem Falter zu holen. Dieser letztere aber war uns abermals verloren und Marston, der sich noch immer nicht beruhigen konnte, verfluchte sein Neg und seine Ungeschicklichkeit. „Jetzt, wo ich endlich die Lösung habe“, rief er. Und nun erfuhren wir, daß Marston zum ersten Male auch die Unterseite des Schmetterlings wahrgenommen hatte, mit der es so stand, wie wir vermuteten. Er besah eine Schutzfärbung auf dieser, aber die war nicht jene, wie bei anderen Falterarten, die unten grün oder braun, einer Blüte oder einem Blatte gleichen, und dadurch nicht erkennbar wurden. Der Fall bei diesem Falter lag vielmehr noch sonderbarer und interessanter. Die Unterseite seiner Flügel war nämlich ein wirklicher Spiegel. Legte also der Schmetterling, sobald er eine Gefahr zu erblicken glaubte, seine Flügel zusammen, so war er unauffindbar. Hatte sich doch „Schillernde Luft“ dann völlig der Umgebung angepaßt.

Das Moor draußen hatte jetzt auch den Stiel des Jüngers eingesaugt. Dabei lästete sich wohl das Neg, denn nun sahen wir, in der Sonne aufblühend, den herausgetrockneten Falter in seiner Farbenpracht aufsteigen. Hoch über unseren Köpfen schwirrte er im Fluge, einem Vogel gleichend, und war bald unseren Blicken entchwunden. Trotz wochenlang fortgesetzter anstrengender Jagd fingen wir keinen Falter dieser Art mehr, ja wir wurden nicht einmal eines einzigen solchen Exemplares ansichtig!

Wir aber und meinen Kameraden wird die märchenhafte Farbenpracht, in der „Schillernde Luft“ flammte, für immer in Erinnerung bleiben! Und Marston träumt davon, wieder in das Dschungel hinüberzugehen, diesen Falter schließlich doch noch zu erbeuten und seine Schönheit dann auch der andern Welt sichtbar zu machen.



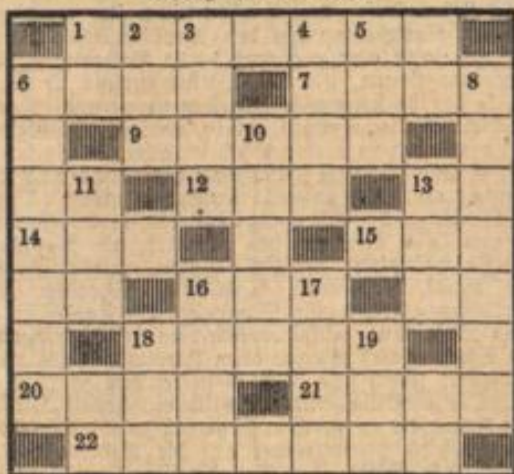
# Rätsel und Spiele.



# Schach-Spalte.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

## Kreuzwort-Rätsel.



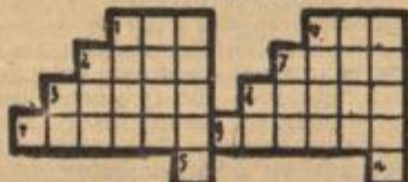
Senkrecht: 1. Flächenmaß, 2. mäßig warm, 3. Männername, 4. Endpunkt eines Wettrennens, 5. Welttraum, 6. Sinn, 8. Oper von Strauss, 10. asiatisches Reich, 11. Sakrament, 13. getrocknetes Grünfutter, 16. Toilettengegenstand, 17. Prachtvogel, 18. spanisch: Fluß, 19. englisches Zahlwort.

Waagrecht: 1. Spanischer Palast, 6. Farbton, 7. Fluß im Harz, 9. Erzengel (j gilt als i), 12. geographische Bezeichnung, 13. Anruf, 14. mechanisches Kunstwerk, 15. Mündungsarm des Rheins, 16. Vorgebirge, 18. Brottrinde, 20. Narkotikum, 21. Zeitraum, 22. Gemeinde.

## Rätselsprung.

ber	ei	fei	sicht	ste	gibt	durch	ne	so	kraft
nes		daß	ne	hieb	fei	se	mir		nacht
dies	leng	ter		ver	nicht		war	und	eis
fers		ge	es			zu	zeit		noch
siegt	und	wand		ob	die		so	ters	sie
so		weiß	licht	wig	der	zer	nes		dun
ich	das	e	nicht	doch	fei	daß	fei	nicht	win
		eins					lieb		

## Winkel-Rätsel.



In die Figur sind Wörter nachstehender Bedeutung einzusetzen. In jedes Feld gehört ein Buchstabe. Das zu suchende Wort ist waagrecht-senkrecht einzutragen, verläuft also in einem Winkel.

1-5 Seejohani, 2-5 Blume, 3-5 seelische Erkrankung, 4-5 Galatitische, 6-10 unorganischer Naturkörper, 7-10 militärischer Dienstgrad, 8-10 freisinnig, 9-10 afrikanischer Strom.

## Silben-Rätsel.

Aus folgenden 51 Silben sind 20 Wörter zu bilden, deren letzte und erste Buchstaben von oben nach unten gelesen ein Sprichwort ergeben. (j = 1 Buchstabe.)  
aar — all — che — del — den — di  
— ei — ei — en — fa — fan — fi —  
gau — gäu — gen — gen — ha — i  
— in — lei — lo — lon — ner —  
ni — o — re — re — ri — ro — sa  
— sat — salz — se — se — se —  
sen — stab — stein — ta — tel — ten  
— ten — tiv — tor — toz — trecht —  
u — vreau — wald — wald — was.

Bedeutung der Wörter:

1. Wasserlinie, 2. Alltägliches, 3. Aufenthaltort, 4. deutscher Gebirgszug, 5. ländliches Gebirge, 6. Nebenfluß der Rhone, 7. sich drehender Maschinenteil, 8. Kapellmeisterrequisit, 9. griechischer Buchstabe, 10. Alpenlandschaft, 11. Reitzzeug, 12. Ragetier, 13. Schweiz, Kanton, 14. Stadt in Holland, 15. Landwirtschaftl. Gerät, 16. Bergwerksprodukt, 17. Ziegenleber, 18. grammatikalischer Ausdruck, 19. Tierprodukt, 20. Trompetensignal.

## Skat-Aufgabe.

Mittelhand hat ein Kreuzspiel und verliert mit 62 Augen. Er hat folgende Karten:



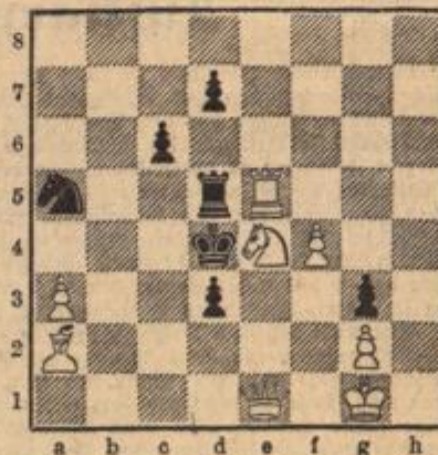
Im Skat liegt Herzkönig und Pikkönig. Wie war der Spielverlauf?  
Eingelautet von Walter Schud, Skatklub „Eintracht“, Wiesbaden.

## Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Silbenrätsel: Senkrecht: 1. Papua, 2. Rote, 3. Schupmann, 4. Zermite, 6. Besen, 8. Karte, 9. Uganda, 12. Borwasser, 13. Ruderboot, 15. Nonsterbau, 18. Genoa, 19. Löwenjahr, 22. Bodensee, 23. Wafe, 25. Raddampfer, 26. Löwe, 27. Geldschein. Waagrecht: 1. Palermo, 3. Schutgitter, 5. Lehemann, 7. Ma, 9. Ute, 10. Starre, 11. Worgan, 12. Vorte, 14. Damon, 16. Kinderlied, 17. Serge, 19. Abbau, 20. Rubel, 21. Diven, 22. Boa, 24. Zahnrad, 26. Lösegeld, 28. Seemöwe, 29. Scheinwerfer. — Wörter-Rätsel: 1. Mailand, 2. Jmenau, 3. Engadin. — Wörter-Rätsel: Der eine hat zu viel, der andere zu wenig, aber keiner genug. — Silben-Rätsel: 1. Weingartner, 2. Traubvi, 3. Rademacher, 4. Junfer, 5. Reinette, 6. Rembrandt, 7. Europa, 8. Renfölln, 9. Adelheid, 10. Lotterie, 11. Simburger, 12. Eufalyptus, 13. Stanniol, 14. Alibi, 15. Montblanc, 16. Triumph, 17. Nitrat, 18. Lindine, 19. Kägen, 20. Jakob, 21. Epoche, 22. Färer, 23. Elbing. Wir irren alleamt, nur jeder irret anders. Vichtenberg. — Diagonal-Rätsel: 1. Kobold, 2. Rimono, 3. Sonate, 4. Wolken, 5. Theben, 6. Urteil; Kinkel, Umland.

## Nr. 24. T. Jackson.

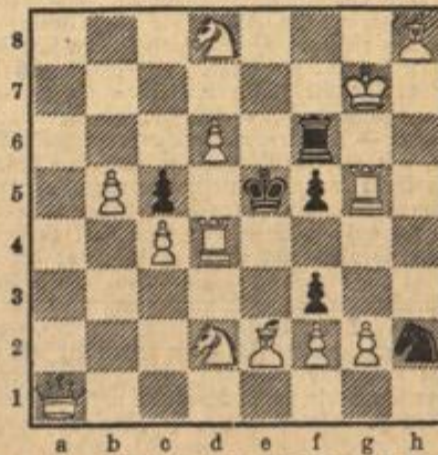
I. Preis „Football and Field“.



Weiß: Kg1, Del, Te5, La2, Se4, Ba3, f4, g2.  
Schwarz: Kd4, Td5, Sa5, Bc6, d3, d7, g3.  
Matt in 2 Zügen.

## Nr. 25. J. Jespersen.

I. Preis „Columbia Chess Chronicle“.



Weiß: Kg7, Dal, Td4, g5, Le2, h8, Sd2, d8, Bb5, c4, d6, f2, g2.  
Schwarz: Ke5, Tf6, Sh2, Bc5, f3, f5.  
Matt in 2 Zügen.

Lösungen: Nr. 18 I. Dh2, Nr. 19 I. Kb5. Angegeben von Chr. Bartholomae, Georg Jeuk, A. Schweizer, Ingenieur Schmitt, Felix Bott, Paul Buerke.

## Figuren auf beiden Seiten im Endspiel.

Aus der großen Mannigfaltigkeit dieser Fälle wollen wir nur die wichtigsten herausgreifen, aus denen man auch wird entnehmen können, wie man in anderen Fällen sich am günstigsten verhalten dürfte.

1. Dame gegen Dame bleibt remis.
2. Dame gegen Turm gewinnt fast immer.
3. Dame gegen zwei Türme bleibt meistens remis.
4. Dame gegen zwei Figuren gewinnt meistens. Wenn man sich mit zwei Figuren gegen eine Dame zu verteidigen hat, muß man darauf achten, die Figuren in die Nähe des eigenen Königs zu halten, damit sie nicht so leicht von der Dame abgefangen werden können. Wenn möglich, suche man sie auch so zu plazieren, daß dem feindlichen König die Annäherung an den eigenen abgeschnitten wird. So hat man am ehesten Aussicht, remis zu halten.
5. Turm gegen leichte Figur bleibt fast immer remis.
6. Turm gegen zwei leichte Figuren bleibt remis.
7. Turm gegen drei leichte Figuren. Der Turm wird meistens verlieren. Hat man mit einem Turm und einem Läufer sich gegen zwei Springer zu verteidigen, so suche man den Turm gegen den Läufer abzutauschen. Dadurch ist Remis erreicht; denn mit zwei Springern kann Matt nur ausnahmsweise erzwungen werden.
8. Figuren gegen Bauern. Diese Fälle lassen sich nicht gut allgemein entscheiden. Es kommt alles darauf an, wie weit die Bauern schon vorgerückt sind, ob sie einander decken usw. Bauern, die nur noch zwei Schritt oder gar nur einen von der Dame entfernt sind, haben meistens Aussicht auf Gewinn. Eine leichte Figur wird gegen einen oder zwei Bauern meistens remis machen, gegen drei und mehr, besonders wenn sie verbunden sind, verlieren. Hat man die Bauern zu führen, so überlege man genau, ob es möglich ist, einen davon zur Dame zu bringen, ehe die feindliche Figur ihn erreichen kann, lasse dabei aber nicht die Möglichkeit feindlicher Schachs unbeachtet, durch die man behindert wird, den Bauern vorrücken zu lassen, während die feindliche Figur vielleicht in günstigere Stellungen kommt. Ist es nicht möglich, den Bauer in wenigen Zügen zur Dame zu führen, so bringe man schnellstens die Bauern in gegenseitige Deckung oder führe den König zur Deckung heran. Hat man andererseits mit einer leichten Figur gegen Bauern zu kämpfen, so tausche man sie, wenn der Gegner nur einen Bauern hat, so bald wie möglich gegen diesen ab oder plaziert sie so, daß der feindliche Bauer beim Vorrücken von ihr genommen werden kann. Einen Läufer stellt man zu diesem Zweck möglichst entfernt auf, damit er gegen Angriffe des feindlichen Königs geschützt ist. Einen Springer decke man gegen diese durch den eignen König.

Partie Nr. 13. Gespielt im Winterturnier im Schachklub Morphy in Breslau. Bremer Partie.  
Weiß: Babel, Schwarz: Schweitzer.  
1. c4-c5, 2. Sc3-Sf6, 3. Sf3-g6, 4. g3-Lg7, 5. Lg2-Sc6, 6. 0-0-0, 7. d3-b6, 8. e4-e5, 9. h3-Lb7, 10. Le3-a6, 11. Dd2-Dc7, 12. Sh2-Sd4, 13. Tac1-Tf8, 14. f4-Sh5, 15. Df2-e4, 16. g4-f4. Weiß sollte jetzt Sc3-e2 spielen, um dem Tackebold Lg7 das Feld d4 zu bestreiten. 16. ... Sf5!, 17. e4-f5?—T×e3!, 18. Sd5. Es gibt keine guten Züge mehr. 18. ... L×d5, 19. L×d5-Ld4, 20. Khl-Sg3+, 21. Kg2-Te2, 22. D×e2-S×e2. Aufgegeben.

# Lüftung G.P.M.



## Triftiger Grund.

„Ja, ja, Willem, id bin vom Angela schon ganz neroös.“  
„Kanu, wie kann det sin?“  
„Id angle ohne Erlaubnischein.“

## Liebe am Telephon.

Der schüchterne Herr Feldmann liebt Fräulein Ella, sagt sich ein Herz und ruft sie an:  
„Hallo, ist dort Fräulein Ella?“  
„Am Apparat!“ schallt es zurück.  
„Fräulein Ella“, flüstert Herr Feldmann bebend,  
„wollen Sie meine Frau werden?“  
„Gern! Und wer ist dort bitte?“ (Nebenspalter.)

## Das half.

Schnitzel beklagte sich bei seinem Schwiegervater fortwährend über seine Frau.  
„Du hast ganz recht!“ sagte einmal der Schwiegervater.  
„Sollte Dir meine Tochter noch mal Anlaß zur Klage geben, werde ich sie einfach enterben!“  
Seitdem fand Schnitzel keinen Anlaß zur Klage mehr. (Musete.)



## Beim Bspätiater.

„Haben Sie irgendwelche Extravaganzen?“  
„Jawohl, Herr Sanitätsrat, ich trage einen Schlips unterm Vokkbar.“

## Gute Erklärung.

„Papa, was ist ein Debitor?“  
„Das ist jemand, der einem anderen Geld schuldig ist!“  
„Und was ist ein Kreditor?“  
„Das ist derjenige, der glaubt, daß er das Geld bekommt!“ (Bart Hem.)

## Der Gipfel.

„Ich habe schon viele zerstreute Menschen in meinem Leben getroffen, aber noch keinen, der so zerstreut war, wie der Kassierer Remmele!“  
„Was hat er denn getan?“  
„Kannst du dir das vorstellen, der Mann ist nach Amerika durchgebrannt und hat die Kasse vergessen.“ (Bart Hem.)

# Hygiene und Fleißkunde.

## Ist der Arzt seinen Patienten zur Aufklärung verpflichtet?

An die Lösung dieses Problems ist nicht nur von der rein juristischen Seite heranzugehen. Es spielen hier härter als bei vielen anderen Fragen aus dem Grenzgebiet zwischen Medizin und Recht Forderungen der ärztlichen Ethik mit hinein. Es gibt Fälle, wo es zweifellos Pflicht des Arztes ist, seinen Patienten die volle Wahrheit zu sagen, wo jedes Verheimlichen oder auch nur ein Verschönigen eine grobe Unterlassungssünde wäre. Man denke beispielsweise daran, daß jemand zum Morphin oder zu einem anderen Rauschgift ge-griffen hat, und nun die Gefahr besteht, daß er nicht mehr davon loskommt. Hier wird wohl niemand Bedenken haben, dem Arzt nicht nur das Recht zuzugestehen, sondern sogar die Pflicht aufzuerlegen, dem Kranken die Augen zu öffnen und schonungslos zu zeigen, wohin sein Weg zwangsläufig führen mag, wenn er nicht von dem Gift läßt.

Derartige Fälle werden aber nicht allzuhäufig sein. In der Regel bringen zwei Gruppen von Patienten in den Arzt mit der Bitte, ihnen rektos die Wahrheit zu sagen: Erstens die Schwerkranken, bei denen nach menschlichem Ermessen jede Rettung ausgeschlossen erscheint, und zweitens diejenigen Kranken, die vor der Frage stehen, ob sie sich einer Operation oder einer anderen schwerwiegenden Behandlung unterziehen sollen.

Für keinen der beiden Fälle gibt es eine allgemeingültige Lösung. Erfahrung, Takt und die besonderen, jedesmal anders liegenden Umstände des Einzelfalles müssen dem Arzt helfen, den richtigen Weg zu finden. Ein sehr bekannter deutscher Arzt hat für die Regel die Frage nach der Aufklärungspflicht für die Fälle der ersten Gruppe verneint, und zwar aus folgenden zwei Erwägungen heraus: Einmal sei — so sagt er — der Arzt nicht allwissend; jeder Tag lehre von neuem, wie oft die Voraussage auch des Erfahrensten täuscht. Es könne immer noch ein unvorhergesehener günstiger Umstand eintreten. Vor allem aber habe der Arzt kein Recht, sich auf die Seite der Krankheit zu stellen und einen Schwerleidenden noch mehr zu belasten; der Arzt gehöre vielmehr auf die Seite des Kranken. Diese Auffassung wird der Psychologie des kranken Menschen in der Tat am meisten gerecht. Der Kranke vertritt in der ganz überwiegenden Mehrzahl aller Fälle die Wahrheit nur so lange, als sie ihm noch eine Hoffnung gibt. Wenn der Kranke auch jagt, er könne die volle Wahrheit über seinen Zustand ohne Schaden zu nehmen hören, so schwingt im Unterton

doch die Hoffnung mit, den im Innersten nie begrabenen Lebens- und Heilungswillen bekräftigt zu hören. Und diese Hoffnung gerade kann es sein, die unerwartet und auch den Arzt überraschend die Wendung zur Gesundung eintreten läßt.

Ähnlich liegen die Dinge in den Fällen, wo der Arzt nach den Aussichten einer Operation oder einer anderen Behandlung befragt wird. Auch hier ist eine allgemeine, absolute Verpflichtung des Arztes, den Kranken auf alle möglichen Nachteile und denkbaren nachteiligen Folgen aufmerksam zu machen, nicht anzuerkennen. Das Reichsgericht, dem gelegentlich derartige Fälle unterbreitet worden sind, hat in einer neuen Entscheidung eine selbstverständliche Einschränkung gemacht und erklärt, es sei Pflicht eines gewissenhaften Arztes, seinen Patienten vor Ausführung der Operation dahin zu belehren, daß der Eingriff nicht unbedingt den gewünschten Erfolg verspreche, oder daß er gewisse Nebenwirkungen nicht mit absoluter Sicherheit ausschließe. Der Arzt darf — so heißt es u. a. in dem Urteil — die Entscheidung des Patienten über die Vornahme der Operation nicht durch Erklärungen irreführen, die geeignet sind, bei dem Patienten einen für seine Entscheidung wesentlichen Irrtum hervorzurufen. Das Gericht geht also auch hier von der in ständiger Rechtsprechung verfolgten, in der Wissenschaft aber stark bekämpften Auffassung aus, daß die auch zu Heilzwecken vorgenommene Operation tatbestandsmäßig so lange eine Körperverletzung darstellt, als es an einer Einwilligung des Patienten fehlt, es sei denn, daß es sich um den Ausnahmefall handelt, daß Gefahr im Verzuge ist.

Küßert sich der Arzt aber über die Aussichten der von ihm vorgeschlagenen Operation günstig, und tritt wider Erwarten der erhoffte Erfolg nicht in vollem Umfang ein, oder bleiben andere Nebenfolgen zurück, so wird er normalerweise hierfür nicht in Anspruch genommen werden können. Denn er kann, von Ausnahmen abgesehen, vor Ausführung des Eingriffs niemals den vollen Umfang und alle möglicherweise auftauchenden Komplikationen überblicken. Es kann daher, wie das Reichsgericht sagt, nach allgemeiner Lebenserfahrung nicht angenommen werden, daß der Arzt durch eine Erklärung über den voraussichtlichen Erfolg eines operativen Eingriffs die Übernahme einer rechtsgeschäftlichen Gewähr zugesagt will.

Dr. G. F.

## Der Krieg der Gallensteine.

Was die sieben mageren Jahren im deutschen Magen angerichtet haben. — Nur die rohe Butter schont die Galle. — Bringt die Bauchsalze Gefahr?

Von Dr. Ludwig Habermann.

Für die Bedeutung und Beliebtheit der Butter zeugen schon seit den Tagen des Mittelalters die höchst turbulenten Auftritte auf den Märkten und die strengen Strafen, von denen die betrügerischen Händler männlichen und weiblichen Geschlechts — meist am Pranger des Rathhauses — ereilt wurden. Wenig bekannt ist noch heute die rühmliche Ausnahmestellung, welche die rohe Butter hinsichtlich ihrer Verdaulichkeit unter den Fetten einnimmt. Sie allein wird nämlich durch den Mundspeichel in wässrige Lösung übergeführt. Anders verhält es sich mit der zerlassenen oder verflachten Butter und den übrigen Fetten. Deren Verdauung findet im Magen statt. Galle und Bauchspeichel drüsen liefern die zu diesem Vorgang erforderlichen Säfte. Wenn der Mensch sich nun besonders große Mengen Fett einverleibt, so nimmt die Aussonderung der Fermente solche Formen an, daß es zu gefährlichen Zusammenziehungen der Gallenblase kommt. Dadurch geraten dann auch die verflachten Gallensteine ins Wandern, stauen und klemmen sich und rufen entzündliche Reizungen hervor.

Den Beweis dafür, daß sich die Vorgänge tatsächlich in jener Form abspielen, lieferte uns vor allem das Massenexperiment des Weltkrieges. Das Städtische Krankenhaus Berlin-Neukölln hat sich während der verflochtenen 15 Jahre insbesondere mit dem Wesen der Gallensteinkrankheit und des Magengeschwürs beschäftigt und ist auf Grund von 15 000 Sektionen zu der Auffassung gelangt, daß gleichwie das Magengeschwür eine wesentliche Erkrankung der sieben mageren Jahre des Völkerrings und der Inflation, so die Vermehrung der Gallensteinleiden ein Kennzeichen der darauf folgenden sieben fetten Jahre war.

Sicherlich haben auch, wie Professor R. Ehrmann in einem Vortrage über diese Untersuchungen ausführte, die mannigfaltigen Aufregungen, sowie die Grippe dazu beigetragen, daß die Gallensteinleiden seit dem Ausgang des Krieges immer zahlreicher auftreten, aber diese waren doch in der Hauptsache durch den zunehmenden Genuß schwer verdaulicher Fette hervorgerufen. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß unsere Ernährung in der Nachkriegszeit ganz allgemein Änderungen erfahren hat, so nicht zuletzt auch durch den Achtstundentag. Und die Zunahme der Gallenleiden mag zu einem Teile damit erklärt werden, daß man sie jetzt besser zu erkennen weiß. Für fast alle Erkrankungen der Gallenblase ist das Vorhandensein von Gallensteinen Vorbedingung. Doch rufen diese solange keine Beschwerden hervor, wie sie die Wege nicht verstopfen. Selten kommen die Gallensteine bei Jugendlichen vor. Die Frauen haben fast dreimal so häufig Gallensteine wie die Männer, und zwar besonders in den höheren Lebensaltern, wo bisweilen 70 v. H. Gallensteinträgerinnen sind.

Zumeist sind es — um sich eines zeitgemäßen, schonenden Ausdrucks zu bedienen — vollschlanke Frauen, die an der Gallensteinkrankheit leiden. Dagegen ist das Magengeschwür, wie Professor Ehrmann festgestellt hat, eine ausgesprochene Erkrankung der mageren Männer. Und zwar führt der Gelehrte die Zunahme dieses Leidens, von dem zeitweilig nicht weniger als 11 v. H. der in die Klinik eingelieferten Patienten betroffen waren, auf die Ernährung in den Kriegs- und Inflationsjahren zurück. Damals sah man sich gezwungen, große Mengen grober und fettarmer Stoffe zu sich zu nehmen. Der Magen dehnte sich außerordentlich aus, und die Empfindlichkeit gegen Verletzungen blieb erheblich.

Ein Magengeschwür ist besonders deshalb eine mögliche Angelegenheit, weil die ätzende Pepsin-Salzsäure die Heilung hemmt und Schmerzen hervorbringt. In derselben Richtung wirkt auch dauernder Druck, der von außen her auf dem Magen lastet. Man macht diesen Druck, wie et

beispielsweise durch Gürtel, Militärkoppel, ferner durch ge-deugtes Sitzen in manchen Berufen erzeugt wird, schließlich für die Entstehung von Magengeschwüren verantwortlich. Als besonders gefährlich sieht Professor Ehrmann die Bauchsalze an, die er bei vielen Patienten dieser Art feststellen konnte. Von anderer Seite wird allerdings der Bauchsalze, die ja bekanntlich durchaus nicht selten auftritt, eine weniger große Bedeutung beigemessen, was die zahlreichen Inhaber dieses Schönheitsfehlers zweifellos begründen werden.

Wichtig ist, daß für die Entstehung des Magengeschwürs die persönliche Veranlagung eine Rolle spielt, die den Betroffenen von vornherein zu besonderer Vorsicht zwingt. Dagegen darf man die vielerbreitete Meinung, daß sich aus dem Magengeschwür der Magenkrebs zu entwickeln pflege, als irrig bezeichnen. Dieser Fall tritt so selten ein, daß beispielsweise Professor Ehrmann den Satz geprägt hat: „Mittelschützt vor Karzinom.“ Das heißt: Die Zahl der Geschwürstranken, die vom Krebs befallen werden, ist unergreiflich geringer als die Zahl der Magen- und Dreifache ge-trogen sind, und daß diese auch selbst heute noch an erster Stelle stehen.

Die alte Mahnung, daß man mit Essen aufhören soll, wenn es am besten schmeckt, hat also noch immer ein gut Teil Berechtigung. Das ist eine der Lehren, die uns der uner-bittliche Lehrmeister Krieg gab. Und wenn auch das vermehrte Auftreten von Gallensteinen und Magengeschwüren durch andere Faktoren als die Änderungen in der Ernährung mitbestimmt sein mag, so gibt doch die Tatsache zu denken, daß in der Nachkriegszeit die Krankenhausausfälle an Verdauungsstörungen auf das Doppelte und Dreifache ge-trogen sind, und daß diese auch selbst heute noch an erster Stelle stehen.

## Witterung und Gesundheit.

Von Professor Dr. med. et phil. F. Köhler.

Daß der Mensch mit seinem körperlichen und geistigen Befinden empfindsam auf Witterungseinflüsse anpricht, ist eine Tatsache, die den meisten Menschen zum Bewußtsein kommt. Goethe hat sich damit schon in seinem „Versuch einer Witterungslehre“ (1825) beschäftigt. Niemand hat in bezug auf sich selbst darüber recht merkwürdige Mitteilungen hinterlassen. Während der Frühling mit seinem zunehmenden Licht und seinen lauen, von einschmeichelndem Duft durchzogenen Lüften in den meisten Menschen eine deutliche Erhöhung der Spannkraft und eine seelische Hoffungs-treudigkeit wahrst, leiden andere an einem Matingeits-gefühl und an Schwermütigkeit, die erst mit dem Stetig-werden der Temperatur, mit dem Nahen des Sommers, sich lösen. So zeigt die Selbstmordstatistik zum Ausgang des Frühlings ihren Höhepunkt. Im Alltäglichen lösen Witterungsänderungen, insbesondere das Herannahen eines barometrischen Minimums, bei manchen Menschen Arbeits-unlust, Hinfälligkeit und nervöse Reizbarkeit aus. Der graue Himmel stimmt die Lebenslust herab, während der sonnige Himmel sich in der Herzstimmung und in der rosigen Laune widerspiegelt. Rheumatischer tragen geradezu ein Barometer in sich, der sie den Witterungsumschlag voraus-sagen läßt. Manche nervenempfindliche Menschen spüren das Nahen eines Gewitters stundenlang vorher, so daß sie un-ruhig und arbeitsunfähig werden, was sicher mit Vorgängen elektrischer Natur zusammenhängt. Alte Narben werden bei leichter Witterung häufig schmerzhaft, Hühneraugen machen sich vor Regenwetter besonders peinigend bemerkbar. Man spricht daher von „wetterfähigen“ Menschen. Wie eigen-artig sich bestimmte Naturereignisse, Sturm, Gewitter, Erdbeben, in der Tierwelt auswirken, ist bekannt.

Die Lebenskraft der Bakterien in ihrer gefahr-bringenden Auswirkung für den Menschen wird durch das Wetter gesteigert oder gehemmt. Alle Bakterien haben ein Temperaturoptimum, das heißt, eine gewisse Temperatur-breite, in der sie sich am lebhaftesten vermehren. Tuberkel-bazillen werden im Sonnenlicht in wenigen Minuten abge-tötet. Darmbakterien erweisen sich im Sommer als besonders gefährlich, was sich durch die erhöhte Säuglings- und Kinder-sterblichkeit an Brechdurchfall bemerkbar macht. Daß nach-taltes Wetter in den Übergangsmo-naten, in den Spätherbst-tagen und beim Scheiden des Winters, die Menschen be-sonders empfänglich für Erkältungen, insbesondere für Grippe, macht, ist bekannt. Diphtherie, Scharlach, spinale Kinderlähmung treten von September bis November in ge-häuftem Maße auf. Choleraepidemien fallen vorzugsweise in den Sommer und pflegen beim Herannahen des Winters zu erlöschen; jedoch sind auch Winterepidemien nicht unbe-kannt. Die einseitig bakteriologisch eingestellte Auffassung Robert Kochs, die in hartem Gegensatz zu der nun ebenfalls zu ausschließlicher Genommenen, auf die Bodenbeschaffen-heit und auf den Stand des Grundwassers abzielenden An-schauungen Bettendorfs stand, ist nach unseren heutigen Er-fahrungen nicht mehr haltbar.

Sehr deutlich ist der Einfluß der Witterung auf die At-mungsorgane. Für die Lungenentzündung und für die Tuberkulose liegt ein Minimum der Todesfälle in der Zeit vom Juli bis Oktober. Es folgt dann eine regelmäßige, deutliche Steigerung bis zum April, der sich ein Winken bis zum Juli anschließt. Luftdruckveränderung macht sich für viele Menschen in der Atmung und in der Herzstätigkeit bemerkbar. Da bei einer Reise vom Flachland in das hoch-gebirge ohne Zwischenaufenthalt der menschliche Körper einem jähen Luftdruckwechsel ausgesetzt wird, vertragen Herzschwache oder an leichter Erregbarkeit des Herzens Lei-dende häufig den Aufenthalt im Bergland schlecht. Darum ist bei beabsichtigten Hochgebirgs-touren zu achten. Man sollte nicht Tuberkulose zum Beispiel nach Danos oder Arosa schicken, ohne sich des ungeschwächten Zustandes ihres Herzens vergewissert zu haben. Die Erregbarkeit des Herzens ver-zuricht in ungewöhnlicher Aufenthaltshöhe leicht Schlaf-losigkeit, Herzklopfen, Atembeschwerden und allgemeine Reiz-barkeit.

Durch die im Sommer gesteigerte Bakterienmenge und die mit ihr einhergehende beschleunigte Nahrungsmittelver-daunis zeigen gewisse Krankheitsgruppen einen Anstieg der Häufigkeit und der Sterblichkeit im Hochsommer.

## Moderner Sieg über den Schmerz.

Eine der größten Errungenschaften der modernen Heil-kunde ist die Besiegung des Schmerzes, die von unvoll-kommenen und gefährlichen Anfängen zu immer besseren Verfahren geführt wurde. Die Kunst der Betäubung hat in den letzten Jahren solche Fortschritte gemacht, daß dadurch die Schmerzen und schlimmen Nachwirkungen bei einer Operation vollständig beseitigt werden. In, in neuerer Zeit geht man sogar im Kampf gegen den Schmerz soweit, daß durch eine gefahrlose Operation bestimmte Schmerzbahnen im Rücken-mark beseitigt und die Schmerzempfindungen im unteren Teil des Körpers ausgeschaltet werden. So kann auch Per-sonen, die infolge von schweren, nicht mehr operierbaren Ge-schwülsten an furchtbarer Pein leiden, noch eine schmerzlose Lebenszeit ermöglicht werden. Die Angst vor Eingriffen, die noch in weiten Kreisen herrscht, würde stark vermindert werden, wenn sich jeder mit den Segnungen der neuen Kar-lose-Methoden bekannt machte. Zu diesem Zweck schildert in einem englischen Blatt H. W. Wilson, der in den letzten 20 Jahren mehrere Operationen an eigenen Leibe durchgemacht hat, die außerordentlichen Fortschritte der Schmerzbetäubung, die er staunend durchlebte. „Meine letzte Operation, die leicht war, wurde für 10 Uhr am Morgen festgesetzt“, schreibt er. „Am 10 Uhr, als ich im Bett lag, gab mir die Krankenschwester eine Einspritzung. Es war nicht mehr als ein leichter kaum spürbarer Stich mit der Nadel einer Spritze. So weit ich beobachten konnte, wurde dadurch über-haupt keine Wirkung hervorgerufen, und ich fühlte mich danach nicht einmal schlaftrig. Dreiviertel Stunden später verabreichte mir der Arzt, der die Karlose machte, eine weitere Einspritzung und zwar mit einem ganz modernen Betäubungsmittel, dem Bernalon. Wieder war es nur ein leichter Einstich mit der Nadel in den Unterarm. Er fragte mich nach meinem Gewicht, und ich sagte ihm, wieviel es be-trug. Und dann schien es mir so, als ob ich furchtbar lange warten müßte. Ich wunderte mich, warum der ausführende Chirurg mit seinem Assistenten gar nicht kam, warum es immer später wurde und nichts mit mir vorgenommen wurde. Schließlich fragte ich die Schwester, warum man denn mit meiner Operation gar nicht anfange, und beklagte mich, man werde noch solange warten, bis die Betäubung vorüber sei. Da teilte sie mir mit, daß die Operation schon mit vollkom-menem Gelingen vollzogen sei und daß ich bis jetzt geschlafen hätte. Ich hatte nicht das geringste Bewußtsein von irgend etwas, außer dem Gefühl, daß etwas Zeit vergangen sei. Nicht die geringste Spur von Schmerz fühlte ich, und es fehlten alle die unangenehmen Folgeerscheinungen, die früher auch bei der geschicktesten Verwendung der alten Betäubungs-mittel sich einstellten. Da war kein Brechreiz, keine Rauheit der Kehle, nichts von dem solange anhaltenden Geschmad des Chloroforms, des Äthers oder Lachgases, sondern nur eine wundervolle Schlaftrigkeit, die allmählich vorüberging, ohne auch nur etwas Kopfschmerz zu hinterlassen. Was nach der zweiten Einspritzung mit mir vorgegangen war, erfuhr ich später von der Schwester. Das Mittel hatte mich in wenigen Minuten in einen tiefen Schlaf versenkt, und nachdem ich in diesem Zustand selbiger Unbewußtheit auf den Operationstisch gelegt worden war, wurde ein Gummischlauch in die Lungen eingeführt und durch diesen eine Mischung von Lachgas und Sauerstoff eingepumpt, solange der Chirurg vollständige Entspannung wünschte. Das war allerdings eine ganz andere Art der Betäubung, als die, die ich noch 1914 durch-gemacht hatte. Damals wurde der Kranke bei vollem Be-wußtsein auf den Operationstisch gelegt und eine Maske über sein Gesicht gebreitet, damit er Chloroform oder Äther ein-atmen könne. Wie verhältnismäßig schwierig war die Ein-schlaftrigkeit und wie furchtbar waren die Nachwirkungen nach dem Erwachen. Wenn man auch wenig oder gar keine Schmer-zen in der Wunde empfand, die der Arzt zurückgelassen, so blieb doch ein fast unerträglich über Geschmad noch für Tage in Mund und in Lungen, Brechreiz und ein allge-meines schlechtes Empfinden...“

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 78.

Sonntag, 19. März

1933.



3. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Elena lächelte ihm zu und lieblos kameradschaftlich seine Hand:

„Ich glaube es dir gern, Bill! Aber wohl immer noch nicht so schlimm wie die des armen Schluders, den ich gestern da unten in Limehouse besuchte. Lady Creeple hatte mir seine Adresse gegeben. Das nenne ich Armut! Ein feuchtes Kellerloch, so groß wie ein Schweinestall, in dem fünf Familien zusammengedrängt sind. Glücklicherweise waren sie alle auf Arbeit gegangen, mit Ausnahme meines Schütlings: ein Chinese. Er hat einen putzig kleinen Sohn von vierzehn bis fünfzehn Jahren. Es gelang mir, Gott sei Dank, sie wenigstens in ein Zimmer im ersten Stock umzulogieren. Rührend war es, zu sehen, wie die beiden aneinanderhängen.“

„Und du bist wieder allein dorthin gegangen!“ sagte Bill besorgt.

„Liebe kleine Elena, du weißt, wie ich im allgemeinen mit deinem Wohltätigkeitsdrang sympathisiere, aber du mußt wirklich ein wenig mehr an dich selbst denken! Limehouse ist kein geeignetes Viertel für eine unbegleitete Dame, auch wenn sie nur dahin geht, um Gutes zu tun. . . . Es hätte wohl jemand anderen gegeben, der dir diesen Gang abgenommen hätte.“

„Mit anderen Worten: ich soll nur leichte Arbeit übernehmen!“

Sie lächelte, immer noch scherzend, aber dann legte sich ein ernster Zug um ihre Lippen: „Nein, nein, Billy! Das geht nicht! Entweder hilft man, oder man läßt die Finger davon. Und was die Gegend betrifft, sie ist ja tagsüber nicht so gefährlich. Außerdem benutze ich ja immer ein Auto. . . . So, bist du jetzt beruhigt?“ Sie streichelte wieder seine Hand.

„Was ist das denn eigentlich für ein Kumpan?“ fragte er, schon halbwegs umgestimmt.

„Es ist ein Mann, der offenbar bessere Tage gekannt hat. Gebildet im Reden wie im Denken. Seinen Namen habe ich natürlich nicht behalten können. Aber der Sohn heißt Jo. . . .“

„Den scheinst du ja sehr in dein Herz geschlossen zu haben“, neckte Bill.

„Er ist so süß“, maulte sie treuherzig.

„Ein junger Mann von fünfzehn Jahren?“ er drohte ihr im Spaß mit dem Finger.

„Oh, man gibt ihm nicht mehr als höchstens zehn, und was mich so sympathisch berührt, ist das ganz besonders nette Verhältnis, das zwischen Vater und Sohn herrscht.“ Er strich ihr zärtlich über die Wangen und erhob sich. „Jetzt wäre es aber Zeit, an die Arbeit zu gehen, findest du nicht? Außerdem habe ich noch einen Brief zu beantworten.“

„Einen Brief, von wem?“

„Von der internationalen Ausstellung in Paris. Du weißt, sie soll in ein paar Monaten eröffnet werden, und das Komitee hat mir wieder nahegelegt, eine Arbeit einzureichen.“

„Und du willst nicht?“

„Ich kann es ja leider nicht! Du wirst ja nicht wollen, daß ich nur Skizzen oder halbvollendete Sachen hinschicke?“

In diesem Augenblick klopfte das Zimmermädchen an der Tür und brachte einen Brief mit einem prachtvollen Blumenstrauß, der in einer luxuriös ausgestatteten, länglichen Schachtel lag.

„Nein, sie sind nicht für die gnädige Frau“, lächelte Jane, als French ihr die Blumen abnehmen wollte, um sie Elena zu reichen. Sie machte einen graziösen Knicks und verließ das Zimmer.

Billy öffnete erstaunt den Brief, dem ein zarter Duft entströmte.

„Ach, er ist von Violet Streifford“, sagte er, halb ärgerlich, halb belustigt, indem er Elena den Brief gab.

„Lieber Billy!“ lautete der Brief. „Ich habe die Wette verloren! Ihre Violet, Streifford.“

„Was für eine Wette?“ fragte sie und wurde gegen ihren Willen rot dabei. „Oder habt ihr vielleicht ein Geheimnis zusammen?“

„Nicht im geringsten! Es war neulich bei ihrer letzten Einladung. Ich weiß nicht, wo du gerade warst. Da hat sie mich unter den Arm genommen und in den Wintergarten gezogen. . . .“

„Und dir ihr Herz geöffnet, nicht wahr? . . . Sie war natürlich, wie immer, unglücklich und unzufrieden mit ihrem Dasein?“ Elenas Stimme klang leicht spöttisch.

„Genau so war es.“ Er blickte sie verwundert an. „Aber woher weißt du das?“

„Ja, gehorcht habe ich nicht!“ lachte sie. „Aber ich bin doch Frau genug, um. . . . Na, und sie hatte also das Leben wieder einmal satt bis dort hinaus?“

„Ja, sie war sterblich verliebt. . . . und fürchtete, daß ihr Auserwählter ihre Liebe nicht erwidern könne. . . . Du kannst dir vorstellen, wie peinlich das für mich war. . . . da grub ich denn die alten Phrasen aus: daß sicher alles noch gut ausgehen würde. . . . daß ich mich zu wetten traute. . . . und so weiter.“

„Und dann hat sie dich beim Wort genommen und dir eine Wette vorgeschlagen?“

„Ja, das tat sie. Aber. . . .“ Er besann sich. „Was ich als Buße zu zahlen hatte, wenn ich verlor, blieb noch offen. Aber im anderen Falle wollte sie mir ein Blumenbukett schicken.“

„Und nun hat sie ihr Opfer also offenbar doch zur Strecke gebracht?“

„Ja, es scheint so. Es war natürlich eine dumme Wette.“

„Ich kann dir nicht widersprechen.“

„Du magst sie nicht leiden?“ lächelte Billy.

„Nein.“ Elena zerriß den Brief in lauter kleine Fetzen und warf sie ins Feuer, das im Kamin knisterte.

„Sie liebt dich ja!“

Billy schüttelte belustigt den Kopf:

„Bist du! Sie liebt überhaupt niemand als sich selbst!“

„Aber es ist trotzdem komisch, daß du das sagst, denn ihr Vater meinte nämlich dasselbe . . . Es war zufällig in jener Nacht, als wir uns zum erstenmal trafen.“

„Da siehst du!“ Sie kräuselte schmollend die Lippen.

„Übrigens gab er mir damals auf dem Heimwege sogar die Idee zu einer Arbeit, die mich das ganze Jahr über viel beschäftigt hat.“

„Strefford konnte dir eine Idee geben?“

„Ja, tatsächlich!“

„Da bin ich neugierig. Etwas Juristisches natürlich?“

„Nicht einmal! Sondern für eine Skulptur wenn du dich noch so wunderst! Und diese Idee ist außerdem gar nicht so schlecht: Ein Denkmal der „Isolation“. Ein Monument des Selbstvertrauens — des Glaubens an sich selbst! Oder eine Darstellung des Glüdes überhaupt!“ Er fing an, ihr seine Gedanken näher auseinanderzusetzen.

„Ich habe, wie gesagt, schon viel darüber nachgedacht; jetzt glaube ich beinahe zu wissen, wie ich die Idee gestalten soll. Aber eine Vorbedingung ist dabei, die unumgänglich ist — nämlich, daß du mir Modell stehst.“

„Danach brauchst du gar nicht zu fragen, Bill! Du weißt, daß du immer und in allem über mich verfügen kannst.“

Er dankte ihr mit einem Nuck.

„Und jetzt soll mich der Teufel holen, wenn ich nicht diesmal mein Meisterstück schaffe! Und dem guten Strefford will ich zeigen, daß ich wenigstens in diesem Falle genug Phantasie besitze . . . wenn er mich auch sonst für ein wenig trocken hält, er empfahl mir, mich durch eine Dosis „Schnee“ in Schwung zu bringen.“

„Schnee? Ja, davon gab es ja damals allerdings genug. Aber ich habe nie gehört . . .“

„Er dachte dabei wohl auch weniger an den Schnee, der vom Himmel fällt“, unterbrach er sie, „als an den — der in die Hölle führt!“

„Er wollte dich doch nicht zum Kokainisten machen?“ Sie lächelte ungläubig.

„So ernst hat er es wohl kaum gemeint. Aber immerhin kenne ich jetzt das Mittel, das einem zu Phantasie verhilft, und hier in Old England ist es ja glücklicherweise noch leicht zu finden, leichter als etwa in Frankreich.“

„Wieso?“

„Ja, liest du denn nie eine Zeitung, du kleiner Faulpelz?“

„Aber doch nichts über Kokain!“

„Kokain ist der Weg, der — wie die Journalist — zu allem führt“, scherzte er. „Siehst du: in Frankreich gibt es eine große Volksbewegung zur Ausrottung des Kokainlasters, und der Polizeidirektor Landru hat geschworen, daß er im Laufe eines Monats das ganze Land von diesem Gift befreit haben wird. Schon jetzt sind eine Menge Verhaftungen vorgenommen worden, namentlich Leute, die Kokain über die Grenze schmuggeln. Da, sieh nur selbst!“ Er reichte ihr die „Times.“

„Du wirst staunen über alle diese Namen!“ Sie fing an zu lesen.

„Ja, das ist ja unglaublich! Und fast lauter prominente Leute.“

Sie setzte die Lektüre fort.

Bill schlenderte im Zimmer herum, eifrig rauchend und über seine neue Arbeit nachdenkend. Er hörte, wie die Zeitungsblätter zwischen ihren Fingern raschelten. Hörte es, und hörte es auch nicht! Mit einem Male drang aber doch ein Laut in sein Bewußtsein: ein leises Stöhnen. Er sah sich nach Elena um, gerade in dem Augenblick, als sie, totendblass und mit der Zeitung in der Hand, ohnmächtig zu Boden sank.

Mit einem Sprunge war er bei ihr, hob sie auf und trug sie zu einem der großen Sessel hin. Die Zeitung war ihr aus der Hand gefallen. Ihr Gesicht war aschgrau, ihre Züge leer. Sie kam bald wieder zu Bewußtsein, blickte verwirrt um sich und strich sich mit der Hand über die Stirn:

„Ich wurde ja plötzlich krank“, sagte sie mit einem matten Lächeln.

„Ja, du machtest mir ordentlich bange.“ Die überstandene Angst klang immer noch in Bills Stimme nach. „Stand denn etwas so Schreckliches in der Zeitung, daß . . .?“

„In der Zeitung? Nein, wieso?“ wandte sie lebhaft ein.

„Ich meine, nachdem du . . .“ Er langte nach dem Blatt, um es auf den Tisch zu legen, aber sie kann ihm zuvor und riß es an sich:

„Die dumme Zeitung!“ Sie lachte gezwungen und schlug sie ihm leicht um den Kopf. Warf sie dann plötzlich in den Kamin, wo sie in Flammen aufging.

„Du verbrennst sie?“ Er blickte sie betroffen an.

„Zur Strafe, ja!“ sagte sie mit unnatürlicher Lustigkeit, „denn sie war vielleicht doch daran schuld, mit ihren Massenverhaftungen.“

„Ich habe sie ja noch gar nicht fertiggelesen“, warf er ein.

„Oh, es stand ohnehin nichts Besonderes darin . . . erzähle mir lieber noch etwas über deine Arbeitspläne, die mich viel mehr interessieren. Hast du noch weiter darüber nachgedacht?“

Bill war sofort Feuer und Flamme:

„Und ob ich darüber nachgedacht habe! . . . Elena, wenn du richtig lieb sein willst, dann gehst du sofort mit mir hinüber ins Atelier.“

„Aber natürlich, gern!“ Sie nahm ihn fröhlich — vielleicht ein wenig übertrieben froh — unter den Arm und zog ihn lachend und plaudernd durch die Zimmer, die zum Atelier führten. „Du hast ja auch schon Ton kommen lassen“, lächelte sie, als ob sie ihn bei einem Bubenstreich ertappt hätte.

„Ja, ich habe eben darauf gehofft“, gab er mit schuldgebewußter Miene zu.

„Ich muß mich wohl ausziehen?“ fragte sie, gegen ihre Gewohnheit ein wenig kokett lächelnd.

„Ja, vollkommen!“

Sie rümpfte das Näschen:

„Du sagst das so . . . geschäftsmäßig!“

Er brach in ein herzerfrischendes Gelächter aus:

„Das werde ich mir merken . . . für mein nächstes Modell!“

„Ja, unterstehe dich!“ drohte sie — und verschwand hinter dem Schirm.

Frensch fing an, an dem Lehm herumzukneten, dessen klebrige Masse unter seinen geschickten Fingern bald zu einem Sockel mit einer Statue in rohen Umrissen emporwuchs. Er hatte seine unvermeidliche Pfeife im Munde und war in den Arbeitskitteln geschlüpft.

„Also, nicht wahr, Elena! Alle Kleider herunter!“ rief er ihr heiter zu. „Sonst kommt die Arbeit nicht richtig in Schwung! Weißt du noch, Liebste, wie du das erstmal als Modell vor mir standest?“

„Willst du wohl schweigen!“

„Gut, dann sprechen wir von etwas anderem.“ Er war eben von der Leiter heruntergestiegen, um Holz auf das Feuer zu werfen. „Es ist schon herrlich warm. Dich wird sicher nicht frieren . . . übrigens hast du wohl auch deinen Kimono bei dir?“

Sie trat hinter der Wand hervor.

Er nickte ihr glücklich zu:

„So ist's recht! Das hab' ich gern! . . . Ich habe da Rissen aufgestapelt, sei lieb und Klettere hinauf . . . Na, was ist nun auf einmal los?“

Es hatte an der Tür geklopft; er ging hin und öffnete.

Es war Jane:

„Ein Knabe ist da, der mit der gnädigen Frau sprechen möchte.“

(Fortsetzung folgt).

## „Kunst.“

Von Ludwig Weber.

Man hat manchmal so seine Marotten. Die Kunst hat sich unseres Daseins bemächtigt, und nun soll auch gleich alles künstlerisch an uns, in uns und um uns sein. Kürzlich gab mir das Schicksal ein gesteigertes Interesse für Sofakissen ein. Ich habe zwar meine eigene Wirtschaft, aber Sofakissen edleren Wesens fehlen mir noch. Dabei sieht man sie allerorten, — bei jedem Freunde, in fast jedem Schaufenster, — künstlerisch in der Form, künstlerisch im Farbenschema. Aber teuer — teuer sind sie, diese Kissen, und ich bin nun einmal sparsam veranlagt! — Also weg mit den künstlerischen Kissen! Verführerinnen sind es wie die Frauen; Geld kosten sie, wie die Frauen!

Wenn ein richtiger Mann einen Entschluß gefaßt hat, so steht dieser Entschluß gemeinhin auch fest. Aber es gibt noch etwas, was über dem Manne und seinen Entschlüssen steht, und das ist das Schicksal. Dasselbe Schicksal, das mir das gesteigerte Interesse für Sofakissen eingegeben hatte, und das mir nun immer wieder die lieblichsten Formen und die edelsten Farbenakkorde zeigte, — und wenn ich schließlich diese Gebilde näher besah, so formten sie sich mir immer wieder zum Sofakissen; bald viereckig, bald rechteckig, bald oval, bald rund, aber immer wurde daraus ein Sofakissen. — Es gibt Momente, in denen man erkennt, daß jeder Versuch, seinem Schicksal zu entinnen, vergeblich ist. Ein solcher Moment war wieder einmal da in meinem Leben. Nun also doch ein Sofakissen! Ein künstlerisches! Vielleicht auch zwei oder gar mehrere!

Der Entschluß stand fest, — fester als der vorige. Aber die Frage, auf welche Weise das Kissen zu erwerben sei, war noch nicht gelöst. Das Einfachste wäre ja gewesen, in eines der vielen Geschäfte zu gehen und es zu kaufen. Aber das wäre auch das Pocheloseste gewesen. Pochelos schon deshalb, weil da wieder einmal auf die alltäglichste Weise Geld ausgegeben worden wäre. Außerdem soll so ein Kissen doch auch ein sanftes Ruhelissen sein, ein Kissen, auf dem man mit gesteigerten Lustgefühlen seine Mittagsruhe genießt, deshalb also muß es billig sein, deshalb muß bei dem Erwerb eines solchen Kissens ein bißchen Poesie, oder besser noch, ein bißchen Liebe am Werke sein; aber die konnte nur die günstige Gelegenheit bringen.

In den Tagen, in denen mich diese Gedanken bewegten, geschah es, daß ich einen Brief von Adele bekam. Adele ist eine entfernte Verwandte von mir. Ihr letztes Bild zeigte sie als entzückenden Backfisch, sie mußte nun zur Jungfrau herangewachsen sein, wenn sie sich in den letzten Jahren so entwickelt hatte wie in den früheren. Ihrem Briefe entnahm ich, daß sie sich aus der Eintönigkeit der Kleinstadt heraussehne, daß sie auch einmal etwas von dem Leben und dem Geiste unserer großen Kulturzentren kennen lernen möchte, und schließlich möchte sie doch auch gerne mich einmal wieder sehen. Dieses letzte interessierte mich um so mehr, weil es dezent nur zwischen den Zeilen untergebracht war.

Adeles Sehnsucht nach der Kultur unserer Großstädte imponierte mir. Welch eine Intelligenz mußte in dem jungen Ding stecken, daß es solche Regungen fühlte. Hier mußte also geholfen werden. Außerdem war Adele bekannt dafür, daß sie reizend stückte, daß sie ein besonderes Gefühl für Farbenakkorde und farbige Übergänge hatte. Dies und ihre Sehnsucht nach der großen Kultur gab mir die Abregung ein, daß ich es in Adele mit einer jungen Künstlerin zu tun habe, und mein Entschluß, sie zum Besuche einzuladen, stand fest. Das war ja auch die günstige Gelegenheit, die mir das neue Sofakissen brachte. Schön, künstlerisch und billig dazu. Adele würde sicher ein billiger Gast sein. So ein junges Ding kann ja noch gar keine Ansprüche stellen. Wo zwei essen, wird auch ein dritter satt, das ist ein Satz, den jede Hausfrau unterschreibt; die Theaterbilletts, die Adele braucht, bekomme ich vom Onkel Fritz, und mein Fremdenzimmer hat noch nie einen Gast gesehen. Da mußte nun endlich auch einmal jemand hinein. Adele mußte also kommen, — kommen und stücken, das war beschlossene Sache bei mir.

Ich besprach den Plan mit Tante Amalie und zeigte ihr Adeles Brief. Amalie führte mir die Wirtschaft und hat ihrer Überzeugung nach nicht nur für mein leibliches, sondern auch für mein seelisches Wohl die Verantwortung. Amalie war gegen den Besuch. Aber was will das heißen, wenn so eine altmodische Tante dagegen ist. Es ist ja schließlich selbstverständlich, daß es so einer alten Person gegen den Strich geht, wenn ein hübsches junges Mädchen ins

Haus kommt. Amalie war vor wenigen Wochen zu Besuch dort gewesen und kamte Adele besser als ich.

„Wie sieht sie denn aus?“ fragte ich so beiläufig.

„Mein Gott, wie die jungen Mädels eben aussehen!“

„Aha! Ich wußte genug! Adele war also schön, vielleicht sogar sehr schön!“

„Sie soll recht nett stücken!“

„Nun ja, was man so stücken nennt!“

O Weiber, Weiber! Krokodilentrut! — Alles, alles will sie dem armen jungen Ding abspreehen! Aber jetzt soll sie erst recht kommen! Amalie brachte zwar noch vieles gegen diesen Besuch vor, aber nur der Grund, daß so ein Besuch auch Geld koste, interessierte mich näher.

„Zunächst das Wochengeld —“

„Nun ja, das muß eben etwas erhöht werden!“

„Bedeutend.“

„Das wird sich finden!“

„Dann müssen noch eine Menge Kleinigkeiten angeschafft werden, wie Obst —“

„Zugestanden!“

„Süßigkeiten! So ein junges Ding will doch etwas zu knabbern haben —“

„Ebenfalls zugestanden!“

„Ferner Liköre —“

„Ei — — —?“

Keinade hätte ich widersprochen, aber im rechten Moment hielt ich noch zurück. Mit dem Likör konnte ich doch bei ihrer schwachen Seite lassen. Da ihre Zähne nichts mehr taugen, machte sie sich nichts aus jenen Süßigkeiten, die geknabbert sein wollen. Dagegen ist sie auf Liköre verlesen, wie die Fliegen auf Sirup oder Zuckerwasser. —

Ihr Magen ist angeblich nicht intakt und die Liköre bestärken ihr so gut! — Sobald ich die Liköre zugestanden, war sie auch für den Besuch Adeles, und nachdem ich noch auf ihren Vorschlag „Wein“ mit „Weshalb nicht?“ geantwortet hatte, waren wir einig, daß Adele kommen sollte.

Amalie wollte sofort gehen und einkaufen. Sie teilt in diesem Falle die Leidenschaft aller Frauen. Allein ich war vorsichtig genug abzuwarten, bis Adelen Zufage eintraf. Am nächsten Tage schon lag sie auf meinem Schreibtisch. Amalie bezog 30 Mark von mir, um die nötigen Kleinigkeiten anzuschaffen, und stolz wie eine neu aufgetankte Freigatte segelte sie der inneren Stadt zu. Die 30 Mark legte sie in Likör an und erwarb ein Lager, das auf Jahre vorhielt, wenn man immer nur im Fall einer Magenverstimmung einen nehmen wollte. Den Wein ließ sie anschreiben, den könne ich ja bezahlen, wenn ich gelegentlich hintäme, das Obst, Süßigkeiten usw. wollte sie vom nächsten Wochengeld bestreiten. —

Na — in Gottes Namen denn. Die ersten dreißig Mark waren futsch, aber dafür konnte ich wenigstens Adele erwarten. Das tat ich denn auch, aber sie kam nicht. Auf eine Anfrage, wo sie den bliebe, schrieb mir ihre Mutter, ich sollte das Reisegeld schicken, ich wüßte doch, daß eine Witwe es nicht so reichlich hätte. — Na ja, da hat sie ja auch ganz recht. Und wenn man sich einmal auf etwas gefaßt gemacht hat, da will man sich nicht umsonst gefaßt gemacht haben. Ich schickte Adele 50 Mark Reisegeld.

Am einem Samstagnachmittag kam sie an. Sie war eine muntere kleine Person und sah reizend aus. Daß sie bei Tisch Verständnis für einen guten Tropfen Wein zeigte, das machte mich direkt stolz auf sie. Am Nachmittag hatte ich zu tun, sie selbst wollte mit Amalie an diesem Nachmittag den ersten Ausflug in die große Kultur unternehmen. Als ich den Abend nach Hause kam, zeigte sie mir einen neuen Hut, der sie vortrefflich kleidete. Dann teilte sie mir mit, daß es mit meinem Kissen auf das Chaiselongue nichts wäre, und daß sie mir einmal ein richtiges Kissen stücken würde. — Amalie hatte also die nötigen Verhandlungen schon eingeleitet. Sie hatte sich bewährt in der Vertretung meiner Interessen. Gleich am Montag wollte Adele anfangen zu stücken, und damit war ich natürlich sehr einverstanden. Am Montag beim Frühstück wurde die Angelegenheit des Sofakissens eingehender besprochen. Amalie meinte, ich sollte Geld dalassen für Seide und ein schönes Muster, und Adele freute sich, daß Amalie gleich an die Hauptsache gedacht hatte. Da Adele von dem Rest der 50 Mark ja wieder nach Hause fahren mußte, gab ich ihr für Seide und Muster 20 Mark. Am Abend desselben Tages war Adele bereits mächtig am Werke. Wohin ich auch blickte, lagen die abgeschrittenen Enden von grüner, blauer, gelber, violetter, roter Seide; das Kissen

musste also wohl sehr schön werden. Beim Essen vertraute Amalie mir an, daß sie von dem Rest der zwanzig Mark sich die Zutaten zu ihrem Frühjahrsrut angeschafft habe, den ich ihr ja längst versprochen hätte. Ich war diskret genug, mein Mißfallen darüber zu verbergen, ging aber doch mit einem geheimen Grauen zu Bett. 30 plus 50 plus 20—, die Perspektive war nicht sehr erfreulich.

Am nächsten Tage schon ließ es Adele mit dem Stücken recht langsam gehen. Die Kultur einer Großstadt bietet eben doch so viel des Sehenswerten, daß den jungen Damen für die häuslichen Arbeiten nicht viel Zeit übrig bleibt. Am Ende der Woche war das neue Kissen noch lange nicht fertig, völlig fertig dagegen war meine gute Adele.

Sie hatte sich den linken Fuß wund gelaufen, hatte sich in unserem rauhen Klima einen Bronchialkatarrh geholt und von dem vielen Sehen und Hören heftige Kopfschmerzen bekommen. Sie kühlte Verlangen nach Hause. Dort wollte sie das Kissen fertig machen und dann schiden. Ich war damit einverstanden. Am nächsten Vormittag sollte sie abreisen; am Mittag, als ich nach Hause kam, war sie noch da. Ich hätte ja vergessen, ihr das Reisegeld da zu lassen.

„Aber der Rest von den fünfzig Mark.“ —

„Dafür habe ich doch den neuen Hut gekauft, der dir so gut gefällt.“

„Jaso, jaso!“

Ihr kleines Stumpfnäschen ragte zwar ganz entzückend unter dem neuen Hut in den Weltentraum hinaus, immerhin aber kostete auch dieser ästhetische Genuß weitere 30 M.

Adele reiste, und eines Tages, mit einem netten kleinen Brief, kam das Kissen. Adele hatte Wort gehalten, und das war reizend von ihr. Reizend auch das Kissen. Wohin man es auch legte, überall sah es entzückend aus. Meine Freude darüber war so groß, daß ich das alte überhaupt nicht mehr sehen wollte. Es mußte auf der Stelle verbrannt werden, denn der neue Eindruck sollte durch das alte Kissen keine Trübung erfahren. Es war eigentlich viel zu gut, um als Kopfkissen benutzt zu werden. Aber meine Neugierde war groß, zu sehen, wie man auf so einem kostbaren Kissen ruhe. Außerdem war ja das alte nicht mehr da. Natürlich sollte nur die unbestickte Seite des Kissens meinem Haupte am nächsten sein, und ein Tuch darüber sollte es vor einer allzu nahen Berührung mit mir schützen. — — —

Mit einem Seufzer des Behagens schloß ich die Augen. Aber sonderbar, — so ein Kissen, an dem Poesie und Liebe am Werke gewesen sind, hat ein gar eigenwilliges Leben. Kaum hatte ich die Augen geschlossen, da begann es auch schon zu drüden, zu stechen, zu jucken, zu knaden. Was mochte Adele nur für Kostbarkeiten in das Kissen hineingestopft haben? In meinem Halbschlaf wurde es mir klar, daß die Geister des Kissens sich zu regen anfangen. Neue Hüte und Vitorflaschen zeigten sich mir höhnisch, und Zahlen und immer wieder Zahlen. 30 plus 50 plus 20 plus 30. So ging es in endloser Wiederholung. Es war bitter. Bitterer, daß die Vorstellung sich täglich in anderer Form wiederholte. Und am allerbittersten, daß ich dadurch mein gewohntes Mittagschlafchen total einbüßte.

Ich merkte, daß es mit dem künstlerischen Kissen seinen Haken hatte, und schließlich verlangte ich von Tante Amalie ein unkünstlerisches, aber höchst solides Kopfkissen aus dem Bett.

„Na, selbstverständlich“ meinte Amalie in ihrer mißgünstigen Art, „auf so einem Kissen kann man doch auch nicht schlafen! So ein Kissen ist unsolid seinem ganzen Wesen nach! Und überhaupt, wenn schon so ein junges Ding so etwas macht!“

Ich fand es begreiflich, daß Tante Amalie keinerlei Wert auf den holden äußeren Schein der Dinge legte, denn sie war alt und häßlich. Hinsichtlich des Kissens aber hatte sie recht. Es war ein richtiges Maleskissen. Seine Geister ließen mich auch jetzt nicht in Frieden. Die Vitorflaschen und der lecke Hut traten immer wieder auf. Dazwischen verteilten sich lieblich und geschickt die Zahlen 50 plus 30 plus 20 plus 30, und die Addition ergab immer wieder 130.

Die Quelle ästhetischen Entzückens war eine Quelle seelischer Schmerzen geworden. Aber jeder erträgt eben nur so viel, als er kann. Eines Tages faßte ich einen mannhafte Entschluß, und eines andern Tages hat die schöne Frau eines meiner Freunde auf einem Wohltätigkeitsbazar 50 Mark für mein Kissen eingenommen. Mein inneres Gleichgewicht war damit zwar wieder hergestellt, aber mein Interesse für künstlerische Kissen hat sich völlig verflüchtigt.

## Liebe zur Capella.

Von Hans Bethge.

An einem Abend des großen Krieges saßen Kamerad Reimers und ich müde vor dem Schuppen eines Luftschiffhafens und aßen Kommissbrot mit Speck. Reimers war ein junger Astronom, blond, rosig und mit den schönsten Augen von der Welt. Während wir unser einfaches Abendessen verzehrten, sagte er, indem er zum Himmel emporwies: „Dort oben steht die Capella. In ihrem Anblick nahm sich Klinkerjahn das Leben.“

„Wer war Klinkerjahn?“ fragte ich.

„Er war berühmt als Astronom und als Trinker. Er hat eines der tiefsten Bücher über theoretische Astronomie geschrieben und die besten Rheinweine getrunken, die es zu seiner Zeit gab. Eine besondere Liebe hegte er zur Capella. Ihr galten seine innigsten Forschungen, ihr kühlte er sich geschwätelich verwandt. War er ruhelos, so betrachtete er sie, und Ruhe kam über ihn.“

„Ist es das klare, gelbe Sternbild über der Halle?“

„Ja. Es ist eine Sonne wie die unsrige von dem gleichen Spektrum, aber über tausendmal größer.“

„Und Klinkerjahn?“

„Die Leidenschaft des Trunkes richtete ihn zugrunde. Er trank nur erlesene Weine und meist allein. Er fand, daß ein guter Wein der ganzen Konzentration des Zehers bedürfe, um voll gewürdigt zu werden. Er war unverheiratet, aus den Frauen machte er sich nichts, seine einzige Liebe war die Capella. Klinkerjahn war eine vollstimmige Gestalt der Stadt, in der er wohnte. Er gab etwas auf seine Kleidung, aber sein Haar war wirr und ungepflegt. Er sprach und gestikuliert vor sich hin, und wenn die Kinder ihn sahen, riefen sie ihm nach: „Klinkerjahn!“ Sein Leben wurde immer tragischer. Er legte sein ganzes Einkommen in köstlichen Weinen an, machte Schulden, diese ließen ins Uferlose, und schließlich wußte er nicht aus noch ein. Er ließ alles laufen wie es wollte. Energie hatte er nie bejessen, die Hauptsache war ihm, daß noch immer eine Auswahl edler Weine in seinem wohlverwahrten Keller lagerte. Er trank mit Vorliebe nachts in der Sternwarte, wenn er durch das große Fernrohr das Firmament betrachtete. Ein Korb mit Flaschen stand immer neben ihm, wenn er im Beobachtungsstuhl lag, und hatte er eine Flasche geleert, so schleuderte er sie durch die offene Kuppel hinaus in die Nacht, wo sie in der Tiefe zerschellte. Oft schweiften Liebespaare durch die nächtlichen Büsche; wenn sie das Klirren der Flaschen vernahmen, flüsternten sie scheu den Namen Klinkerjahn. Er war schon bei Lebzeiten eine legendäre Gestalt, aber sein Tod hat seinen Namen erst völlig mit den Schleiern des Grauens umwoben.

Es kam der Tag, wo er die Einrichtung seiner Wohnung verkaufen mußte, um neue Weine von den Händlern zu erhalten. Die Möbel gingen fort, schließlich auch die notwendigsten, die Kleider gingen fort, und am Ende blieb ihm nichts als ein Frack, der ihm besonders lieb war, und in dem er zur Belustigung der Leute phantasierend durch die Straßen wandte. Am diese Zeit kühlte er auch, daß sein Denken nachließ, seine Spekulationen verwirrten sich, und er begann selbst das Väterliche seiner Erscheinung ahnungsvoll zu empfinden. Außerdem waren die Weine, die er von den Händlern bekam, nur noch minderwertige Sorten, das Leben wurde ihm völlig zuwider, und er beschloß es fortzuwerfen. Er ließ sich die lekten guten Flaschen, die er besaß, in das Observatorium bringen, legte sich des Nachts, angetan mit Frack und weißer Binde, in den Beobachtungsstuhl, betrachtete zum lektenmal den geliebten Sternhimmel, leerte Glas um Glas, schleuderte die Flaschen mit mächtigem Schwung in die Tiefe, und als er die lekte getrunken hatte, nahm er eine Pistole, die mit Wasser geladen war, und schoß sich in den Mund. Als man am nächsten Morgen seinen Leichnam fand, stellte man fest, daß bei Eintritt seines Todes das Fernrohr auf die Capella eingestellt gewesen war.“

Die Dunkelheit war hereingebrochen, der Himmel war übersät mit Sternen. Wir hatten keinen Rheinwein zu unserem Brot, aber einen guten Kognak und Speck, wir tranken uns schweigend den Rest zu, es galt dem Geiste Klinkerjahns.

Dann suchten wir unser Strohlager auf. Die Capella strahlte gelb und rätselhaft, unberührt von dem Schicksal der Menschen.